

AUSGABE 1 · XXVIII. JAHRGANG · JULI 2025

Mitteilungen

INSTITUT FÜR PERSONENGESCHICHTE

FÖRDERKREIS DER STIFTUNG FÜR PERSONENGESCHICHTE

ISSN 2509-2286

Veranstaltungen

**Bensheimer Gespräche –
Jahrestagung des Instituts
für Personengeschichte, in
Kooperation mit UNESCO
Welterbe Kloster Lorsch,
der Universität Gießen (Prof.
Deutsche Landesgeschichte)
und der Ranke-Gesellschaft
e.V., in Lorsch**

09.–11.10.2025

Mitspieler oder Spielsteine?
Neue Perspektiven auf Grafen
und Reichsgrafenstand in Mit-
telalter und früher Neuzeit
[https://personengeschichte.de/
veranstaltungen](https://personengeschichte.de/veranstaltungen)

**Ausstellung im Schachmann-
JubilJahr 2025, auf Schloss
Königshain**

ab 31.10.2025

Leben und Wirken von
Schachmann
[https://mitten-in-koenigshain.de/
schachmann-jubiljahr-jahresplan/](https://mitten-in-koenigshain.de/schachmann-jubiljahr-jahresplan/)

**Symposium der Europäischen
Melancthon-Akademie in
Bretten und des KIT Karls-
ruhe (Dep. für Mediävistik
und Frühneuzeitforschung),
in Bretten**

06.–08.11.2025

Fluchtpunkt 1525? Religiöse,
politische und soziale Empörung
und ihre Medien vor und um
1500
[https://melancthon.com/de/
aktuell](https://melancthon.com/de/aktuell)

Editorial

Sehr geehrte Mitglieder des Förderkreises, sehr geehrte Freunde und Unterstützer des Instituts,

für unser Institut, dessen Geschicke Sie mit so viel Aufmerksamkeit und Sympathie begleiten, hat sich im ersten Halbjahr 2025 Aussergewöhnliches ereignet:

Vor kurzem hat das Exekutivkomitee der UNESCO in Paris einen Beschluss gefasst, der für die – vor allem internationale – Wahrnehmung des Instituts für Personengeschichte in Bensheim von weitreichender Bedeutung sein dürfte. Zusammen mit 16 Partnerinstitutionen aus verschiedenen Ländern auf zwei Kontinenten hatten wir, unter Bezug auf einen Nachlassbestand in unserem Haus, 2022 einen Antrag auf Aufnahme in das UNESCO-Register ›Memory of the World‹ gestellt. Diesem Antrag, der sich in höchst respektabler internationaler Konkurrenz zu behaupten hatte, wurde zur grossen Freude aller Beteiligten stattgegeben. Sie können sich dazu selbst einen allerersten Eindruck hierzu verschaffen via: <https://www.unesco.de/staette/zeichnungen-heranwachsende-in-kriegszeiten/>

Die Aufnahme eines kleinen, freilich bedeutsamen Bestandssegmentes unserer Sammlungen in das Weltdokumentenerbe markiert aber mehr als nur einen freudigen Anlass wie die Gewissheit, dass hierdurch eine bislang unerreichte Visibilität des Instituts auch weit über die Fachwelt hinaus erzielt wird. Ab diesem Monat schon ist ein Motiv aus unserem Hause auf einer Ausstellung des ›Musée national de l'Éducation‹ in Rouen zu sehen. Und Ende September d. J. möchten wir auf einem Treffen in Saarbrücken, das zunächst einmal alle am gemeinsamen Projekt beteiligten deutschen und französischen Institutionen zusammenführen soll, unseren Sammlungskomplex mit den 1915/16 entstandenen Zeichnungen des damals gerade 11-jährigen Schülers Ernst Hopp, die auf bewegende Weise die Kriegswahrnehmung eines Kindes spiegeln, näher vorstellen. Dieses Ereignis wie natürlich insbesondere den betroffenen Sammlungsbestand selbst möchten wir Ihnen dann in der nächsten Heftnummer dieser Mitteilungen, die Sie wieder auf Weihnachten erhalten sollen, eingehend dokumentieren. Unterdessen bereiten wir uns in Kooperation mit Partnerinstitutionen, aber auch über den Austausch mit dem Seminar für Journalistik/Institut für Publizistik, dem Lehrstuhl von Frau Professorin Katja Schupp und ihren Studierenden an der Johannes-Gutenberg-Universität in Mainz auf die geeignete mediale Vermittlung unseres Überlieferungsbestandes und seiner Nutzung vor.

Doch hat sich auch sonst in unserer Institutsarbeit der letzten gut sieben Monate viel ergeben, wovon wir Ihnen hier zumindest ausschnittsartig einen Eindruck geben möchten. Seit letztem Jahr haben wir in das Spektrum der Institutsmitteilungen ein neues redaktionelles Angebot aufgenommen, die Rubrik ›Faces & Facets‹. Mit ihr erhalten externe Kolleginnen und Kollegen, die auf uns verwandten Gebieten personengeschichtlichen Forschungen nachgehen, die Möglichkeit, ihre eigenen Arbeiten vorzustellen. Für dieses Mal hat Benjamin Conrad (Humboldt-Universität zu Berlin) diese Aufgabe übernommen. Er beschäftigt sich mit den Wirkzusammenhängen von Personen, die in der multikulturellen

Sphäre Ostmittel- und Osteuropas vor den tiefgreifenden, dramatischen Umbrüchen im Verlauf des früheren 20. Jahrhunderts als transnationale Politiker Statur gewannen – ein Thema, das nicht nur auf eine kulturelle Verlustbilanz verweist, sondern inmitten von Prozessen der jüngsten Zeit, die zunehmend den herkömmlichen Vorstellungshorizont von nationaler Identität und von ihr gelenkter Politik zu sprengen scheinen, neuen Orientierungswert in Anspruch nehmen kann.

Demgegenüber ist es ein prinzipielles Anliegen unserer Mitteilungen, Ihnen auch immer historische Materialien unserer Institutssammlungen zu präsentieren und Sie an deren Erschliessung teilhaben zu lassen. Im vorliegenden Heft übernimmt Alexandra Schäfer-Griebel einen solchen Werkstattbericht. Er ist von charakteristischer Anschaulichkeit, entspringt er doch auch dem Bestreben, die Porträtsammlungen unseres Instituts passend zu erweitern. Das ist im vergangenen Jahr wiederholt auf Auktionen gelungen, und dabei konnte das »Porträt eines Herren aus Frankfurt« von der Hand des versierten Künstlers Johann Peter Beer (1782-1851) ersteigert werden. Frau Schäfer-Griebel hat den spannenden Versuch unternommen, den Porträtierten zu identifizieren und zugleich die Stellung des Bildes im Œuvre des Malers zu bestimmen.

Zu würdigen war rückschauend der Workshop, den wir noch im November letzten Jahres zusammen mit den beteiligten Autorinnen und Autoren unseres heranwachsenden Handbuchs »Personengeschichte« hatten abhalten können. Alle Beteiligten kamen noch gleichen Abends mit geladenen Gästen aus Ort und Region zusammen, um unsere Forschungspreisträgerin 2024 zu ehren: Eva Seemann vom Deutschen Historischen Institut Paris, die mit dem Buch »Hofzwerge« unsere Jury tief beeindruckte. Den Festakt zur Preisverleihung sucht hier ein eigener Bericht einzufangen.

Die digitale Erschliessung und Vernetzung prosopographischer Zeugnisse, denen menschlicher Fleiss und Spürsinn kaum mehr gewachsen wäre, darf an unserem Institut auf grosses Interesse setzen. Den technischen Möglichkeiten wie den Erkenntnischancen galten zwei Tagungen des Frühjahrs 2025, an denen Katrin Fischer teilgenommen und deren eine sie sogar selbst organisiert hat. Den »Briefen im Labor« wie den innovativen Methoden der Edition und Nachnutzung digital aufbereiteter Quellen widmen sich die Tagungsberichte, die Lupold von Lehsten und Katrin Fischer Ihnen hier erstatten.

Insgesamt verbinden wir mit dieser Querschnittsprojektion wieder die Hoffnung, aufschlussreiche Informationen zum Institutsgeschehen wie zu unseren Aktivitäten anzubieten: als kleine Dankesgeste für die Aufmerksamkeit und die Unterstützung, die Sie uns zuwenden.

Mit allen guten Wünschen

Ihr

Team des Instituts für Personengeschichte

Inhalt

Wanderer zwischen den Welten (B. Conrad)	6
---	---

»Urgroßvater Friedrich« kommt ans IPG (A. Schäfer-Griebel)	13
---	----

Workshop »Handbuch Personengeschichte« und Verleihung des Forschungspreises 2024 (A. Schäfer-Griebel)	23
--	----

»Briefe im Labor« (L. v. Lehsten)	27
--------------------------------------	----

»Zusammenführen – Vernetzen – Analysieren« (K. Fischer)	35
--	----

Neuerscheinung: Der kaiserliche Reichshofrat	39
--	----

Impressum	40
-----------	----

Wanderer zwischen den Welten

Transnationale Politiker der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts

von Benjamin Conrad

Brüche in Politikerkarrieren – Die Verabsolutierung des deutsch-französischen Falles

Das 20. Jahrhundert in West-, Mittel- und Südeuropa war vielfach von Politikern geprägt, die ihr politisches Leben in den Dienst eines Staats in unterschiedlichen Zeitabschnitten stellten. Konrad Adenauer und Charles de Gaulle mögen im deutsch-französischen Kontext als markante Beispiele gelten. Adenauer (1876–1967), im Kaiserreich sozialisiert, wurde 1917 inmitten des Ersten Weltkriegs zum Oberbürgermeister Kölns, ein Amt, das er bis 1933 einschließlich der mehrjährigen alliierten Besatzung ausübte, ehe die Nationalsozialisten ihn von seiner Position entfernten. Zusätzlich war er zwölf Jahre lang Vorsitzender des Preußischen Staatsrates in Berlin. 1945 kehrte er – von den Alliierten ernannt – in sein Amt als Kölner Oberbürgermeister zurück, war 1948–1949 Vorsitzender des Parlamentarischen Rates in Bonn und final 1949–1963 erster Bundeskanzler der Bundesrepublik Deutschland.¹

Charles de Gaulle (1890–1970), in der III. Republik Frankreichs sozialisiert, entschied sich für eine militärische Laufbahn. 1940 schlug seine große Stunde, als er sich in London an die Spitze der französischen Exilbewegung stellte, die ab 1943 internationale Anerkennung fand. Nach der Befreiung von der deutschen Besatzung amtierte de Gaulle 1944–1946 als provisorischer Staats- und Regierungschef der entstehenden IV. Republik. Nachdem sich seine Vorstellungen für die neu zu schreibende Verfassung nicht hatten durchsetzen können, zog er sich ins Privatleben zurück. In der Krise der IV. Republik während des Algerienkriegs zunächst als Ministerpräsident zurückgerufen, amtierte er 1959–1969 als erster Staatspräsident Frankreichs innerhalb der von ihm nach seinen Vorstellungen geschaffenen Verfassung der V. Republik.²

Adenauers und de Gaulles politische Biografien verbindet, dass sie beide über sehr unterschiedliche Zeitabschnitte in der Geschichte ihrer Länder wirkten, die sich dabei politisch und territorial veränderten. Das Deutsche Reich schrumpfte von der Groß- und Kolonialmacht des Kaiserreichs zur europäischen Regionalmacht der Weimarer Zeit. Adenauer selbst war der zentrale Staatsgründer der territorial noch einmal halbierten Bundesrepublik Deutschland, die noch darüber hinaus bis 1955 weder souverän war noch ein Militär besaß. Im Vergleich dazu erlebte Frankreich auf dem europäischen Kontinent weniger starke territoriale Veränderungen, wohl aber in der Welt durch den Zusammenbruch seines Kolonialreiches.

Diesen prosopografischen Meistererzählungen, die auf Staatsmänner eines Nationalstaats ausgelegt sind, möchte der vorliegende Text Politiker der Region Ostmittel- und Osteuropa gegenüberstellen, deren Länder aufge-

1 Vgl. die zahlreichen Biografien von WERNER BIERMANN, Konrad Adenauer. Ein Jahrhundertleben, Berlin 2017; PETER KOCH/KLAUS KÖRNER, Konrad Adenauer, Düsseldorf 2004; HENNING KÖHLER, Adenauer. Eine politische Biographie, Berlin 1994; HANS-PETER SCHWARZ, Adenauer, 2 Bde., Stuttgart 1986–1991; GÖSTA VON UEXKÜLL, Konrad Adenauer, Reinbek bei Hamburg 1981.

2 Vgl. die zahlreichen Biografien von JEAN LACOUTURE, De Gaulle, 3 Bde., Paris 1984–1986; WILFRIED LOTH, Charles de Gaulle, Stuttgart 2015; PETER SCHUNK, Charles de Gaulle. Ein Leben für Frankreichs Größe, Berlin 1998; JOHANNES WILLMS, Der General. Charles de Gaulle und sein Jahrhundert, München 2019.

löst wurden oder für die als Politiker eines vorangegangenen Systems kein Platz mehr war. Durch radikale Brüche auf der Landkarte fanden sich die hier thematisierten Persönlichkeiten im Laufe des 20. Jahrhunderts in anderen Staaten wieder – und waren dennoch politisch weiter tätig. Wie auch bei de Gaulle, dessen Sympathie für starke, entschlossene Führungspersonlichkeiten schon seit den 1930er Jahren sichtbar war und den Zweiten Weltkrieg überdauerte, verfolgten auch ostmittel- und osteuropäische Politiker gesteckte Ziele unter völlig veränderten Rahmenbedingungen weiter. Der Aufsatz hat das Ziel, generell zu einer verstärkten Beschäftigung mit Personen anzuregen, die gebrochene Biografien hatten, sich aber nicht zurückzogen, sondern bereit waren, sich unterschiedlichen Systemen anzupassen.

Vier Lebensläufe ostmittel- und osteuropäischer Politiker

Der deutschbaltische Unternehmer Robert Erhardt (1874–1941), geboren im zum russischen Zarenreich gehörenden Riga, war kommunalpolitisch als Stadtverordneter Rigas aktiv, ehe er 1907 Abgeordneter der damals neuen Duma Russlands in St. Petersburg wurde. Nach dem Ersten Weltkrieg trat er 1919 als Finanzminister in die provisorische Regierung Lettlands unter Ministerpräsident Kārlis Ulmanis ein. Zu seinen wichtigsten Amtshandlungen gehörte die Abschaffung des russischen Rubels, verbunden mit der Einführung einer ersten nationallettischen Währung, dem lettischen Rubel. 1920 trat Erhardt zurück, um im Anschluss wieder in der Wirtschaft tätig zu sein, ohne die Verbindung zur Politik ganz zu verlieren.³

Der Rechtsanwalt Wojciech Trąpczyński (1860–1953), in deutschem Schriftgut germanisiert als Adalbert von Trampczynski geführt, wurde nahe dem damals preußischen Posen geboren. Er war 1912–1918 Abgeordneter des deutschen Reichstags in Berlin und gehörte der polnischen Fraktion an. 1919–1935 war er stets Abgeordneter einer der beiden Parlamentskammern Polens, entweder des Sejm oder des Senats. 1919–1922 amtierte er als Sejmmarschall und sodann 1922–1927 als Senatsmarschall. Beide Funktionen entsprechen – trotz des militärischen Titels – dem des Präsidenten der jeweiligen Kammer.⁴

Der Philosoph und Rabbiner Mordechai Nurock (1884–1962), westlich von Riga geboren, war bereits im Zarenreich zionistisch tätig. Während und unmittelbar nach dem Ersten Weltkrieg fern der Heimat, kehrte er Anfang der 1920er Jahre in die nunmehrige Republik Lettland zurück. 1922–1934 war er Abgeordneter des Parlaments Lettlands, der Saeima, für die zionistische Misrachi-Bewegung. Die nationallettische Diktatur 1934–1940 ließ noch ein begrenztes zionistisches Engagement Nurocks zu. Die sowjetische Besatzung führte schließlich 1941 zu seiner Deportation nach Zentralasien, wobei er später einer mehrjährigen Haftstrafe entging. Nach dem Zweiten Weltkrieg konnte er über Schweden nach Palästina auswandern. Dort wurde er für die Misrachi-Bewegung 1949 in die erste Knesset Israels gewählt, der er bis zu seinem Tod angehörte. 1952 war er kurzzeitig Postminister Israels in der Regierung Ben Gurion. Im selben Jahr kandidierte er erfolglos für das Amt des Staatspräsidenten Israels, konnte sich aber gegen Jizchak Ben Zwi nicht durchsetzen.⁵

3 Vgl. Art. »Robert Erhardt (1874–1940 [sic, tatsächlich 1941])«, in: Baltisches Biografisches Lexikon digital, <https://bbld.de/GND1177417146> (abgerufen am 25.04.2025).

4 Vgl. ALBERT S. KOTOWSKI, Zwischen Staatsräson und Vaterlandsliebe. Die polnische Fraktion im Deutschen Reichstag 1871–1918, Düsseldorf 2007.

5 Zu Nurock generell: MARGERS VESTERMANIS, Juden in Riga. Auf den Spuren des Lebens und Wirkens einer ermordeten Minderheit, Bremen 1995, S. 38–41; ARTURS ŽVINKLIS, Latvijas valsts darbinieku – ebreju liktenis Otrā pasaules kara laikā, in: DZINTARS ĒRGLIS (Hg.), Holokausta izpētes problēmas Latvijā, Rīga 2000, S. 248–256.

Der deutschböhmisches Landwirt Gustav Hacker (1900–1979), geboren nahe Podersam in Nordböhmen, war in der Zwischenkriegszeit in der Tschechoslowakei (ČSR) Mitglied und ab 1936 Vorsitzender des Bundes der Landwirte (BdL). 1938 überführte Hacker die Partei in die Sudetendeutsche Partei (SdP), dem NS-Ableger in der ČSR. Zeitgleich wurde er kurzzeitig Parlamentsabgeordneter im tschechoslowakischen Abgeordnetenhaus. 1941–1945 bei der Wehrmacht wurde er nach Kriegsende in der ČSR inhaftiert. Zum Jahresende 1949 durfte er in der Bundesrepublik übersiedeln. 1954–1964 mit Unterbrechungen Abgeordneter im hessischen Landtag für den Bund der Heimatvertriebenen und Entrechteten, war er insbesondere 1955–1967 als hessischer Landwirtschaftsminister im Kabinett von Georg-August Zinn von politischer Bedeutung.⁶

Kontextualisierung der Fallbeispiele gebrochener Biographien

Diese vier Lebensläufe stehen stellvertretend für viele: Allein bei Wojciech Trąpczyński gilt, dass nationalpolnische Abgeordnete des deutschen Reichstags der letzten Legislaturperiode ab 1912 sowie des österreichischen Reichsrats der letzten Legislaturperiode ab 1911 kollektiv in den Verfassungsgebenden Sejm 1919 kooptiert wurden, sofern sie noch am Leben waren. Bei diesen Kooptationen handelte es sich um Hilfsmittel zu einem Zeitpunkt, als der polnische Staat die Territorien weitgehend noch nicht besaß, die er beanspruchte, aber davon ausging, diese noch zugesprochen zu bekommen.⁷

Territoriale Überlappungen wurden dabei bewusst in Kauf genommen: So war die Stadt Gleiwitz des oberschlesischen Industriereviere sowohl in Weimar als auch in Warschau in den Nationalversammlungen vertreten. In der verfassungsgebenden Nationalversammlung Deutschlands war Gleiwitz durch den 1919 im Wahlkreis 10 (Regierungsbezirk Oppeln) gewählten Maler Roman Becker (SPD) vertreten, während im verfassungsgebenden Sejm Polens der noch im Kaiserreich 1918 im damaligen Wahlkreis Gleiwitz nachgewählte Wojciech Korfanty mitwirkte.⁸

Wie Hacker setzten auch andere sudetendeutsche Abgeordnete des tschechoslowakischen Parlaments der Zwischenkriegszeit nach dem Zweiten Weltkrieg ihre Tätigkeit fort. Rudolf Appelt war erster DDR-Botschafter in Moskau, Wenzel Jaksch wurde zum Vorsitzenden des Bundes der Vertriebenen, Rudolf Lodgman von Auen war erster Sprecher der Sudetendeutschen Landsmannschaft und Franz Karmasin war Geschäftsführer des politisch rechten sudetendeutschen Witikobundes, um nur einige zu nennen. An dieser Stelle darf bei der Thematik »gebrochene Biografien« der Hinweis nicht fehlen, dass deutsche Abgeordnete aus der ČSR ihr Leben und teils ihr politisches Wirken typischerweise in einem der beiden deutschen Staaten ab 1949 fortsetzten. War aber Mordechai Nurock repräsentativ für jüdische Abgeordnete der Zwischenkriegszeit in Lettland? In den fünf gewählten Parlamenten Lettlands 1920–1934 waren mit stetig fallender Tendenz am Anfang in der Konstituante – der verfassungsgebenden Versammlung – acht von 150 Mandaten durch jüdische Parteien errungen worden. In der letzten Legislaturperiode 1931–1934 waren es noch drei. Die Mandate wurden 1920–1934 von insgesamt 15 Personen eingenommen, von denen 1939 noch mindestens elf lebten. Das Schicksal von Aaron Nurock, dem

6 Vgl. MADS OLE BALLING, Von Reval bis Bukarest. Statistisch-Biographisches Handbuch der Parlamentarier der deutschen Minderheiten in Ostmittel- und Südosteuropa 1919–1945, 2 Bde., Kopenhagen 1991, hier Bd. 1, S. 296. Bundesarchiv, Standort Tegel, Akten der Wehrmachtsauskunftsstelle, B 563/1-Kartei, Sign. H-118/497.

7 Vgl. BENJAMIN CONRAD, Ringen um Westgrenze und Einfluss. Die Repräsentanz der polnischen Gebiete Deutschlands im Sejm 1919–1922, in: MICHAEL G. MÜLLER/KAI STRUVE (Hgg.), Fragmentierte Republik? Das politische Erbe der Teilungszeit in Polen 1918–1939, Göttingen 2017, S. 284–304, hier S. 286–287.

8 Zu Becker vgl. Reichstags-Handbuch. I. Wahlperiode 1920, Berlin 1920, <https://daten.digital-e-sammlungen.de/~db/bsb00000001/images/index.html?nativeno=172> (abgerufen am 25.04.2025).

neun Jahre älteren Bruder von Mordechai, ist unbekannt. Neben Mordechai Nurock starb nur einer im britischen Mandatsgebiet Palästina. Einige ehemalige Abgeordnete gerieten während der sowjetischen Besatzung Lettlands 1940–1941 in deren Aktionen gegen nationale Eliten, die zwei das Leben kostete. Zwei weitere ehemalige Abgeordnete wurden während des Holocaust von Deutschen ermordet. Von den fünf verbliebenen starben drei während des Kalten Krieges in der UdSSR, einer in den USA und einer in Argentinien.

Die Fortsetzung des Lebens ab 1945 für jüdische Abgeordnete Lettlands, sofern sie überhaupt überlebt hatten, führte daher keineswegs zwingend in den neuen Staat Israel, wohingegen für sudetendeutsche Abgeordnete die geografisch, sprachlich und national naheliegenderen deutschen Staaten des Kalten Krieges die Zielländer waren. Ohnehin waren die den beiden deutschen Staaten vorangegangenen Besatzungszonen mit Ausnahme der französischen 1945–1948 zur Aufnahme der geflüchteten und heimatvertriebenen Deutschen verpflichtet gewesen. Mordechai Nurock war der einzige ehemalige jüdische Abgeordnete Lettlands, der nach dem Krieg nochmals politisch tätig war und der einzige, der in Israel lebte. Mit obiger Auflistung wird noch einmal deutlich, wie oft Biografien von jüdischen Politikern im Zeitalter der Extreme in Tod, Exil oder Refugium in anderen Ländern und Regionen endeten.

Sprachbarrieren als Forschungsproblem

Nachfolgend werden zwei Themenfelder dargestellt, die sich bei der Erforschung von Politikern mit gebrochenen Biografien stärker zeigen. Beide Forschungsfelder hängen mit der sprachlichen Situation zusammen. Die Herstellung und Auffindung verlässlicher Informationen stellt sich aufgrund der Sprachbarrieren offenbar wesentlich schwieriger dar. Ganz besonders trifft dies auf Schriften zu, die mit Methoden aus der Zeit vor der Digitalität und dem Internet abgefasst worden sind. Im Handbuch der Abgeordneten der Duma Russlands unternahm das Autoren-Kollektiv nicht einmal den Versuch einer Schicksalsklärung für die Person Robert Erhardts. Stattdessen ist vermerkt, dass Erhardt nach dem Revolutionsjahr 1917 verstorben sei, »sein weiteres Schicksal [sei] unbekannt.«⁹ Internet-Enzyklopädien wie Wikipedia haben zu Beginn des 21. Jahrhunderts die Informationsmöglichkeiten drastisch erweitert. Die Problematik, sich in ein vergangenes und sprachlich anderes politisches System hineinarbeiten zu müssen, konnte allerdings nicht vollumfänglich beseitigt werden. Zu Gustav Hacker als Abgeordneter der Tschechoslowakei ist 2025 zu lesen: »Hacker war von Mai 1935 bis März 1939 Mitglied der tschechoslowakischen Nationalversammlung.«¹⁰ Dies ist falsch.

Im Wikipedia-Eintrag wird die letzte Parlamentswahl der ČSR in der Zwischenkriegszeit am 18. Mai 1935 als Ausgangs- und die Zerstörung der Tschechoslowakei durch Deutschland im März 1939 als Endpunkt genommen. Zwar war Hacker 1935 Kandidat des Bundes der Landwirte (BdL) im Wahlkreis III Königgrätz gewesen, war aber nur Nachrücker. Franz Spina (BdL), 1929–1938 Minister der tschechoslowakischen Regierung, trat im März 1938 vom Amt in der Regierung und Mandat im Parlament zurück. Als Spinas Nachfolger im Parlament wurde Hacker am 26. April 1938 zu Beginn

9 Art. »Ergardt, Robert Jakovlevič«, in: B. Ju. IVANOV/A. A. KOMZOLOVA (Hgg.), *Gosudarstvennaja дума Rossijskoj imperii*, Moskva 2008, S. 716–717.

10 Art. »Gustav Hacker«, in: Deutsche Wikipedia, https://de.wikipedia.org/wiki/Gustav_Hacker (abgerufen am 11.04.2025).

der 147. Sitzung vereidigt.¹¹ Nach der Verkleinerung der Tschechoslowakei durch das Münchner Abkommen und dem ersten Wiener Schiedsspruch wurden die Mandate von 72 deutsch-, ungarisch-, polnisch- und russischsprachigen Abgeordneten, die in den Abtretungsgebieten lebten, in der 151. Sitzung im November 1938 annulliert.¹² Zu diesen gehörte auch Hacker. Mitglied des tschechoslowakischen Parlaments war er demnach für vier Sitzungen. Das Wort ergriff er im Parlament nie, von der Ablegung des Eids, hier in deutscher Sprache, einmal abgesehen.

Über Mordechaj Nurock ist in der deutschen Wikipedia zu lesen: »Bei den Parlamentswahlen 1923 wurde er für die zionistisch-religiöse Partei (lettisch: Cionistu organizācija »Mizrahi«), den lettischen Zweig der Misrahi-Bewegung, in die Saeima gewählt und leitete dort die Fraktion der Minderheiten.«¹³ Die angesprochene Parlamentswahl fand indes am 7./8. Oktober 1922 statt und eine Fraktion der nationalen Minderheit bestand nicht. Fraktionen der nationalen Minderheiten gab es 1922 nicht nur eine, sondern vielmehr acht: Deutsche Fraktion, Russische Nationaldemokratische Partei, Agudas Israel, Vereinigter Jüdischer Nationaler Block, (russisches) Altgläubiges Zentralkomitee, Polnische Vereinigung, Jungzionisten und Jüdische Nationaldemokratische Arbeiterpartei »Bund« Lettlands.¹⁴

Die Biografie Nurocks auf der Internetpräsenz der israelischen Knesset vermindert seine vermeintliche Rolle auf ein Ereignis im Jahr 1926: »In 1922 was elected to the Latvian Siem [sic] and served until it was disbanded in 1934. In 1926 was leader of the Minorities bloc in the Siem [sic] and participated in international congresses.«¹⁵ Zwischen den deutschen, jüdischen und russischen Abgeordneten Lettlands gab es zwar eine punktuelle Zusammenarbeit bei innenpolitischen Themen, die alle nationalen Minderheiten betrafen. Dabei fand auch der Begriff des Minoritäten-Blocks Verwendung, der aber nicht zu einer Minderheiten-Fraktion im Parlament aufgebläht werden darf. Während der Neubildung einer Regierung 1926 sagten die Parlamentarier der nationalen Minderheiten Nurock eine Beteiligung an einer Regierung zu,¹⁶ die dann auch in der Tat, wenn auch ohne ein Ministeramt für ihn, zustande kam. Es handelte sich demnach um eine Episode von wenigen Tagen Dauer.

Festzuhalten ist, dass sich Autorinnen und Autoren aus einem bestimmten sprachlichen Kontext schwer damit taten, sich in ein anderssprachiges politisches System einzuarbeiten oder es – wie im Falle des russischen Abgeordnetenhandbuchs zu Erhardt – gleich ganz unterließen.

Sprache als Herausforderung für historische Akteure

Das Thema Sprache stellte sich auch für drei der hier vorgestellten Politiker selbst als Herausforderung. Eine Ausnahme stellte Trąpczyński dar, der neben seiner Muttersprache Polnisch bereits in der Kindheit Deutsch gelernt hatte. In beiden politischen Systemen, in denen er tätig war, beherrschte er die Sprachen, konnte mit dem Landeswechsel 1919–1935 in einer späteren Lebensphase seine Muttersprache nutzen.

Die drei anderen Politiker mussten sich umstellen. Robert Erhardt sprach neben seiner deutschen Muttersprache auch Russisch, die Sprache des Zarenreichs. Dem Parlamentarismus Russlands in der Duma konnte Erhardt somit problemlos beiwohnen. Anders stellte sich die Situation als Minister

11 Vgl. IV. Abgeordnetenhaus, 147. Sitzung (26.04.1938), <https://www.psp.cz/eknih/1935ns/ps/stenprot/147schuz/s147001.htm> (abgerufen am 25.04.2025). Vgl. auch BALLING, Handbuch (wie Anm. 6), Bd. 1, S. 259.

12 Vgl. IV. Abgeordnetenhaus, 151. Sitzung (17.11.1938), <https://www.psp.cz/eknih/1935ns/ps/stenprot/151schuz/s151002.htm> (abgerufen am 25.04.2025).

13 Art. »Mordechaj Nurock«, in: Deutsche Wikipedia, https://de.wikipedia.org/wiki/Mordechai_Nurock (abgerufen am 01.04.2025).

14 Vgl. Latvijas Republikas Saeimas Stenogramas, I. Sesija, Riga 1923, S. 7–10. Hinweis: Die Mindestanzahl an Abgeordneten für die Fraktionsbildung in Lettland betrug bis 1929 eine Person, danach drei.

15 Knesset Israels, <https://main.knesset.gov.il/en/MK/APPS/mk/mk-public-activity-publications/517> (abgerufen am 25.04.2025). Dieser Fehler lässt sich auf die in Jerusalem erschienene kleine jüdische Enzyklopädie zurückführen, vgl. Art. »Nurok, Mordechaj«, in: Kratkaja evrejskaja ěnciklopedija, Bd. 5, Ierusalim 1990, S. 788–789, <https://eleven.co.il/state-of-israel/social-religious-life/13016/> (abgerufen am 28.04.2025).

16 Vgl. Libausche Zeitung (15.12.1926), S. 1, <https://periodika.lv/periodika2-viewer/?lang=fr#panel:pp|issue:938228|page:1> (abgerufen am 25.04.2025).

Lettlands 1919–1920 dar: Erhardt beherrschte Lettisch offenbar kaum, was für die Deutschbalten zu diesem Zeitpunkt die Norm darstellte. Im Volksrat Lettlands, dem 1918–1920 ernannten Parlament Lettlands, das die provisorische Regierung bis zu den geplanten ersten freien Wahlen kontrollieren sollte, sprachen nur zwei der acht deutschen Abgeordneten des insgesamt 102-köpfigen Gremiums Lettisch. Gute Lettisch-Kenntnisse Erhardts hätten seine Tätigkeit sicher vereinfacht. Die heute integrativ wirkenden Maßnahmen zur Einbindung der Deutschbalten lettischerseits waren tatsächlich Beschwichtigungsmaßnahmen gegenüber der 1918–1919 geschwächten, aber immer noch vorhandenen deutschen Besatzungsmacht, nachdem der deutsche Generalbevollmächtigte August Winnig (SPD) am 26. November 1918 die acht Tage zuvor durch den Volksrat Lettlands verkündete Unabhängigkeitserklärung im Namen des Deutschen Reiches akzeptiert hatte. Insbesondere rechtsstehende deutsche Militärs und Freikorps-Kämpfer gegen die Rote Armee wünschten sich aber eine Privilegierung der Deutschbalten und deutscher Kolonisten in der Innenpolitik Lettlands sowie eine außenpolitische Anlehnung an Deutschland. Kārlis Ulmanis als erster provisorischer Ministerpräsident ging auf viele dieser Wünsche ein, agierte für die rechtsstehenden Deutschen allerdings immer noch zu wenig in deren Sinne. Im April 1919 brachten die Deutschen mittels eines Putsches mit dem evangelischen Pfarrer Andrievs Niedra einen ihnen genehmen Handlanger an die Spitze der Regierung. Nach dem Rückzug der Roten Armee gelang es estnischen und lettischen Truppen, die deutschbaltische Landeswehr im Juni 1919 zu schlagen, was zum Zusammenbruch der Niedra-Regierung führte und Ulmanis die Rückkehr ermöglichte.

Die Kämpfe hatten Spuren hinterlassen: Als Ulmanis im Volksrat am 13. Juli 1919 sein neues Kabinett verlesen ließ, erhielten die Minister der Minderheiten – neben Finanzminister Erhardt waren dies Justizminister Edwin Magnus, ebenfalls ein Deutschbalte, sowie Staatskontrolleur Paul Mintz, ein Jude – keinen Applaus.¹⁷ Um dem Eindruck eines parteilichen, auf die Deutschbalten fixierten Wirkens vorzubeugen, sprach Erhardt vor dem Parlament Russisch.¹⁸ Auch innerhalb der sich allmählich organisierenden Ministerialbürokratie herrschte am Anfang noch durchaus ein Gemisch an Gebrauch der deutschen, lettischen und russischen Sprache – je nach Fähigkeiten. Dennoch legte die Nationalstaatsgründung den Grundstein, allmählich auf einen einsprachigen lettischen Betrieb – das Lettische galt als Staatssprache – hinzuarbeiten. Für einen solchen Betrieb waren Politiker wie Erhardt ungeeignet, auch wenn er sich durch seine Tätigkeit sehr wohl Verdienste erwarb. Er überdauerte auch eine Kabinettsumbildung, die Regierungschef Ulmanis nutzte, um den Einfluss der nationalen Minderheiten zu vermindern, indem er Justizminister Magnus am 10. Dezember 1919 durch den Letten Kārlis Pauļuks ersetzte. Einzelapplause für die Namen der Minister wurden dabei vermieden.¹⁹

Erhardt, bislang parteilos, trat nun in die Deutschbaltische Reformpartei ein, um den Spagat zwischen deutschbaltischer Minderheiten- und lettischer Staatspolitik neu auszutarieren. Er sah sich mehr und mehr behindert, konnte aber sein Vorhaben, den russischen Rubel durch eine zeitweilige Papierwährung – den lettischen Rubel – zu ersetzen, noch vollenden. Am 11. März 1920 trat er zurück.²⁰

17 Vgl. Latwijas Tautas Padome, Riga 1920, S. 99.

18 Vgl. Latwijas Tautas Padome (wie Anm. 17), S. 255, 287, 765.

19 Vgl. Latwijas Tautas Padome (wie Anm. 17), S. 621.

20 Vgl. Latwijas Tautas Padome (wie Anm. 17), S. 911; Libausche Zeitung (12.03.1920) (wie Anm. 16), S. 1.

Die deutschbaltische Politik Lettlands erkannte die Herausforderung der Sprachbarriere schnell und führte eine Selbstverpflichtung ein. Ab 1922 mussten deutschbaltische Politiker mittlere Kenntnisse des Lettischen aufweisen, um am politischen System mitwirken zu können. Durch diesen eigenen Schritt zur Akzeptanz des neuen Staates hielten sich die Deutschbalten Partizipationsmöglichkeiten offen – ein Schritt, dem sich mit Ausnahme der Sozialisten die deutschen Politiker der Tschechoslowakei verweigerten.²¹ Ob Gustav Hacker dieser Gruppe angehörte, kann nicht ohne weiteres geklärt werden. In jedem Fall lag sein Schulbesuch zum Zeitpunkt der Ausrufung der Tschechoslowakei 1918 bereits hinter ihm. Die Verweigerungshaltung vieler Sudetendeutscher – nicht nur der Politiker – der tschechischen Sprache gegenüber darf als Generalvorbehalt dem ungeliebten neuen Staat gegenüber gewertet werden. Als nationale Gruppe an der Grenze konnte die große Mehrheit der Deutschen der Tschechoslowakei auf eine territoriale Revision hoffen, die hingegen für die Deutschbalten keine Option war.

Mordechai Nurock dürfte die jiddische, deutsche und russische Sprache von Kindesbeinen an vertraut gewesen sein. Wie gut seine Kenntnisse des Lettischen waren, ist unklar. In der Zwischenkriegszeit sprach Nurock 1922–1934 44-mal vor der Saeima und sprach dabei stets Deutsch, wie sein Bruder. Für das Erlernen des Neuhebräischen hatte er sich als Erwachsener noch vor der Gründung Israels Zeit genommen.²²

Transnationalität in Politikerbiographien – Alternative, Chance oder Nachteil?

Erste Blicke in die Biografien von Politikern mit gebrochenen Lebensläufen zeigen, dass mit Ausnahme Hackers die Vorkenntnisse aus den vorangegangenen politischen Systemen den Politikern später halfen. Besagte Vorkenntnisse galten als mindestens notwendige, teils sogar als gefragte Expertise. Alle vier nahmen Spitzenpositionen ein. Deutlich schimmern auch die Herausforderungen bei der Erforschung solcher Politiker auf, die ein höheres Maß an Einarbeitung in verschiedene politische Systeme in unterschiedlichen Sprachen durch die Forschung bedürfen.

Wie könnten diese ersten Fallbeispiele durch weitere Arbeiten vertieft erforscht werden? Zum einen könnte die Auswahl an Akteuren deutlich vergrößert und damit systematisiert werden und noch der Umbruch am Ende des 20. Jahrhunderts miteinbezogen werden. Ein Desiderat bleibt zudem eine intensive Beschäftigung mit den Politikzielen der genannten Persönlichkeiten. Ein polnischer und jüdischer Staat im Sinne Trąpczyńskis und Nurocks waren nach dem Ersten und Zweiten Weltkrieg entstanden. Andere Ziele ließen sich aufgrund der geografischen Veränderungen nicht mehr erreichen. Einige Politikfelder, wie die Agrar- und Wirtschaftspolitik oder das Rechtswesen sind in allen Ländern beständig vorhanden. Folgeforschungen können auf einzelnen Politikfeldern genauer beleuchten, inwieweit sich die Erfahrungen aus den vorangegangenen politischen Systemen in die späteren einbringen ließen. Sicher stellten sich durch zwangsweise Umzüge auch Nachteile ein, die ein ortsfester Politiker – wie insbesondere Konrad Adenauer – nie kennenlernen musste.

21 Vgl. LADISLAV LIPSCHER, *Verfassung und politische Verwaltung in der Tschechoslowakei 1918–1939*, München/Wien 1979, S. 66; JAROSLAV KUČERA, *Minderheit im Nationalstaat. Die Sprachenfrage in den tschechisch-deutschen Beziehungen 1918–1938*, München 1999, S. 214.

22 Vgl. ARYEH TARTAKOVER/YITZHAK RAFAEL/MENDEL BOBE (Hgg.), *Zekher Mordekhai. Mukdash le-hayav u-fo'alo shel ha-rav Mordekhai Nurok*, Yerushalayim 1967, S. 41. Die Angaben zum Sprachgebrauch in Lettland basieren auf einer eigenen Zählung und Sichtung des Verfassers, die dieser für das Buch *Loyalitäten, Identitäten und Interessen. Deutsche Parlamentarier im Lettland und Polen der Zwischenkriegszeit*, Göttingen 2016, vornahm.

Aus der Erschließungsarbeit am Institut

»Urgroßvater Friedrich« kommt ans IPG

Ein neu erworbenes Porträt des Künstlers Johann Peter Beer

von Alexandra Schäfer-Griebel

Im September letzten Jahres, 2024, ersteigerte das Institut für Personengeschichte das »Porträt eines Herren aus Frankfurt«. Auf dem Ölporträt ist als Brustbild ein älterer Herr mit gepflegtem Äußerem, in schwarzem Gehrock mit rotbraun-gedeckter Weste und weißer Halsbinde vor einem dunklen Hintergrund in aufrechter Haltung zu sehen. Sein als Dreiviertel-



Abb. 1: JOHANN PETER BEER,
»Porträt eines Herren aus
Frankfurt«, Frankfurt 1829; Öl
auf Leinwand, 45 x 40 cm.
Abb.: <https://www.lot-tissimo.com/de-de/auction-catalogues/bene-merenti-auktionen/catalogue-id-benemerenti10068/lot-b8f2d3e6-617a-4f02-848f-b1c6010bbf5b> (abgerufen
19.05.2025)

profil gezeigtes Gesicht, durch einen Lichtschein erhellt, weist fein herausgearbeitete Züge auf. Halbglatze, weißes Haar und Backenbart, Falten auf der Stirn und um die Augen und den Mund sowie leicht eingefallene Wangen, scharf hervortretende Nase und schmale Lippen zeigen das fortgeschrittene Alter an. Der in-sich-ruhende, distanzierte Blick des Mannes ist aus dem Bilde heraus gerichtet, ohne den Betrachter direkt anzusehen. Auf Attribute wurde gänzlich verzichtet.

Mit dem Erwerb dieses kleinformatigen, auf den ersten Blick eher unscheinbaren Ölgemäldes auf Leinwand, ca. 45 x 40 cm, ging eine wichtige Weichenstellung einher, nämlich die bewusste Entscheidung, die vorhandene Porträtsammlung des Instituts neu zu strukturieren, tiefer zu erschließen und systematisch auszubauen.

Verortung des Künstlers: Die Frankfurter Künstlerdynastie Beer

Auf der Rückseite der Leinwand ist zum Entstehungskontext dieses Gemäldes zu lesen: »J. P. Beer. pinx: || à Frankf. a/M 1829. 8/26«. Mit dieser Angabe lässt sich das Ölporträt eindeutig dem Frankfurter Künstler Johann Peter Beer (1782–1851) zuordnen, der mit Schwerpunkt auf Miniaturen als Porträt- und Landschaftsmaler sowie Glasmaler, als Kupferstecher und Radierer in Frankfurt am Main tätig war.

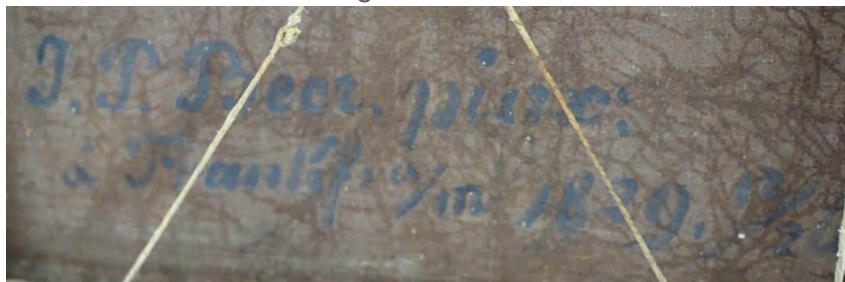


Abb. 2: Rückseite der Leinwand mit Angabe zu Künstler, Entstehungsort und -datum.

Abb.: <https://www.lot-tissimo.com/de-de/auction-catalogues/bene-merenti-auktionen/catalogue-id-benemerenti10068/lot-b8f2d3e6-617a-4f02-848f-b1c6010bbf5b> (abgerufen 19.05.2025)

Beer stammte aus einer Künstlerfamilie: Der in Eisfeld geborene Vater, Johann Friedrich Beer (1741–1804), war ab 1760 im Atelier des Frankfurter »Tapetenfabrikanten« Johann Andreas Benjamin Nothnagel tätig, bei dem u. a. auch der Künstler-Bruder Christian Benjamin Nothnagel arbeitete,¹ was Beer Kontakte in die Frankfurter Kunstszene eröffnete. Solch eine keineswegs strikte Trennung zwischen künstlerischer und (kunst)handwerklicher sowie unternehmerischer Tätigkeit war im 18. Jahrhundert noch durchaus üblich.² Als der Geselle Beer 1767 zum Meister graduierte und Frankfurter Bürger wurde, lieferte er als Probestück ein Miniaturporträt Kaiser Josephs II. im Krönungsornat. Bezeichnenderweise entschied er sich für die Porträtgattung für sein Probestück, das er – wie (nicht nur) in Frankfurt üblich – dem Stadtrat statt Bürgergeld übergab.³ In der Folge arbeitete Beer in Frankfurt als Künstler mit selbständiger Werkstatt als Miniaturmaler sowie Zeichner, Radierer und Kupferstecher. Neben Porträtarbeiten von verschiedenen Frankfurter »Persönlichkeiten«, von Pfarrern und Predigern (z. B. Iustus Christoph Krafft) bis hin zum deutlich bekannteren Malerkollegen Christian Georg Schütz, entstanden auch Bildnisse fürstlich-höfischer Auftraggeber (z. B. Baron von Gleichen).⁴ Das Reich als Kunstschaftensanlass trat hinzu: So fertigte Beer die Miniaturbildnisvorlagen von Kurfürsten und ersten

- 1 Vgl. GERHARD KÖLSCH, Die »Probestücke« Frankfurter Maler von 1648 bis um 1860. Eine wenig bekannte Sammlung im Historischen Museum Frankfurt am Main, in: https://www.academia.edu/124544194/Die_Probest%C3%BCcke_Frankfurter_Maler_von_1648_bis_um_1860_Eine_wenig_bekannte_Sammlung_im_Historischen_Museum_Frankfurt_am_Main (abgerufen 20.03.2025), S. 8 (zuerst in MARTINA BERGMANN-GAARDT u. a. [Hgg.], »Es ist ein weites Feld«, Festschrift für Michael Bringmann zum 65. Geburtstag, Aachen 2005, S. 159–193).
- 2 Vgl. ALMUT POLLMER-SCHMIDT, Maler in Frankfurt 1550–1800. Eine Bestandsaufnahme, in: MIRIAM HALL KIRCH/BIRGIT ULRIKE MÜNCH/ALISON G. STEWART (Hgg.), Crossroads. Frankfurt am Main as Market for Northern Art 1500–1800 (Artifex – Quellen und Studien zur Künstlersozialgeschichte), Petersberg 2019, S. 226–255, hier S. 226. Auf Nothnagel selbst bezogen in VIKTORIA SCHMIDT-LINSENHOFF/KURT WETTENGL, Katalog zu der Abteilung Bürgerliche Sammlungen in Frankfurt 1700–1830, Frankfurt 1988, S. 112.
- 3 Vgl. KÖLSCH, »Probestücke« (wie Anm. 1), S. 1. Das Werk ist heute unter den erhaltenen Probestücken im Besitz des Historischen Museums Frankfurt am Main zu finden, katalogisiert in: KÖLSCH, »Probestücke« (wie Anm. 1), hier S. 14, Kat. 9. Zur üblichen Koppelung von Meisterstatus, Bürgerrecht, eigener Werkstatt und meist auch Eheschließung vgl. SOPHIA DIETRICH-HÄFNER, Im Netz des Frankfurter Kunstmarkts im ausgehenden 18. Jahrhundert, in: MIRIAM HALL KIRCH/BIRGIT ULRIKE MÜNCH/ALISON G. STEWART (Hgg.), Crossroads. Frankfurt am Main as Market for Northern Art 1500–1800 (Artifex – Quellen und Studien zur Künstlersozialgeschichte), Petersberg 2019, S. 256–279, hier S. 259.
- 4 Dass Beer für bürgerliche und höfische Auftraggeber arbeitete und diese jeweils auf dem freien Kunstmarkt ihre Sammlungen akquirierten, deckt sich mit jüngeren Forschungen, welche die strikte Trennung einer bürgerlichen und höfischen Kunstsphäre infragestellten und vielmehr auf Fluidität, übergreifende Netzwerke und Verzahnungen hinweisen. Vgl. hierzu BERIT WAGNER, Bürgerlicher Geschmack und höfische Sammlung. Überschneidungen im deutschen Kunsthandel und in der höfischen Akquise in der Frühzeit der Kunst- und Wunderkammern, in: MATTHIAS MÜLLER/SASCHA WINTER (Hgg.), Die Stadt im Schatten des Hofes? Bürgerlich-kommunale Repräsentation in Residenzstädten des Spätmittelalters und der Frühen Neuzeit (Residenzenforschung. N.F.: Stadt und Hof, Bd. 6), Ostfildern 2020, S. 239–277.

- 5 Zum Vater Johann Friedrich Beer vgl. HEINRICH SEBASTIAN HÜSGEN, Nachrichten von Frankfurter || Künftlern || und || Kunft-Sachen [...], Frankfurt am Main 1780, S. 204; HEINRICH SEBASTIAN HÜSGEN, Artiftisches Magazin || Enthaltend || Das Leben und die Verzeichniße der || Werke hiesiger und anderer Kuenftler [...], Frankfurt am Main 1790, S. 429; PHILIPP FRIEDRICH GWINNER, Kunst und Künstler in Frankfurt am Main. Vom dreizehnten Jahrhundert bis zur Eröffnung des Städel'schen Kunstinstituts, Frankfurt am Main 1862, S. 361–362 (mit Auswahl seiner Kupferstichporträts); RUDOLF SCHREY, Art. »Beer, Johann Friedrich«, in: ULRICH THIEME/FELIX BECKER (Hgg.), Allgemeines Lexikon der Bildenden Künstler von der Antike bis zur Gegenwart, Bd. 3: Bassano–Bickham, Leipzig 1909, S. 168.
- 6 Benannte ältere biographische Literatur Johann Friedrich Beer als einen der neun Maler, die sich 1767 um Gründung einer Akademie und Zeichenschule in Frankfurt bemühten, hat dies jüngere Forschung nicht bestätigt. Beer wird im Umfeld des 1779 von Georg Joseph Cöntgen ins Leben gerufenen Zeichnungs-Instituts fassbar, wenn er z. B. als Gutachter für die Übernahme der Leitungsstelle fungierte (vgl. GERHARD KÖLSCH, Frankfurter »Akademiebestrebungen«, das Cöntgen'sche Zeichnungs-Institut und ein Frankfurt Kunststudent in Düsseldorf und Rom, in: WOLFGANG P. CILLESSEN/ANDREAS TACKER (Hgg.), Meisterstücke. Vom Handwerk der Maler. Ausstellungskatalog (Schriften des Historischen Museums Frankfurt, Bd. 38), Frankfurt am Main 2019, S. 152–161, hier S. 152, 154, 156).
- 7 Zum Bruder vgl. RUDOLF SCHREY, Art. »Beer, Christian Jacob«, in: ULRICH THIEME/FELIX BECKER (Hgg.), Allgemeines Lexikon der Bildenden Künstler von der Antike bis zur Gegenwart, Bd. 3: Bassano–Bickham, Leipzig 1909, S. 166.
- 8 Vgl. DIETRICH-HÄFNER, Im Netz (wie Anm. 3), S. 259.
- 9 Vgl. KURT WETTENGL, Frankfurter Sammlungen von 1700 bis 1830, in: MICHAEL NORTH (Hg.), Kunstsammeln und Geschmack im 18. Jahrhundert, Berlin 2002, S. 69–84, hier S. 73. Als bekanntes Bsp., das noch diese verschiedenen Geschäftszweige, in Frankfurt um 1800 vereint, vgl. Johann Ludwig Ernst Morgenstern in DIETRICH-HÄFNER, Im Netz (wie Anm. 3), S. 256–279.
- 10 HUGO HELBING (Hg.), Katalog von Antiquitäten, Kunstsachen, Miniaturen und Ölgemälden alter Meister: aus dem Besitze der Herren A. Diez, München, J. Glatz, München, G. Grillo, Genua, J. Ulmann, München etc. etc. — München 1896, S. 24, Kat.nr. 332; <https://doi.org/10.11588/diglit.49125#0030> (abgerufen am 24.02.2025).

Wahlbotschaftern für die Kupferstichporträts in den Krönungsdiarien der Kaiser Leopold II. und Franz II. Hinzu traten in seinem breit ausgerichteten Œuvre noch Huldigungsblätter, Allegorien und Darstellungen von zeitgenössischen Ereignissen.⁵ Beer soll nicht nur Werke für zahlreiche wichtige, in Frankfurt anwesende Persönlichkeiten seiner Zeit gefertigt, sondern auch innerhalb dieser Netzwerke (kunst)politische Anliegen wie das Akademievorhaben mitbetrieben bzw. unterstützt haben.⁶

»Unser« Beer, der 1782 in Frankfurt geborene jüngere Sohn Johann Peter Beer, lernte – dem frühneuzeitlichen Selbstverständnis als Familien-Handwerksbetriebe entsprechend – die Mal- und Radierkunst in der Werkstatt seines Vaters, wo er gemeinsam mit seinem älteren Bruder Christian Jacob (1772–1824) als Gehilfe tätig war, bevor er sich selbständig machte.⁷ Ähnlich wie der Vater zeigte Johann Peter Beer in seinem Werk einerseits eine Profilbildung durch Spezialisierung auf Miniaturen, womit er einen bestimmten Kunstmarktteil in Frankfurt weitgehend exklusiv besetzte. Diese Tendenz zur Konkurrenzminimierung durch Aufteilen des Kunstmarkts zwischen Frankfurter Künstlern, die sich auf bestimmte Gattungen und Genres spezialisierten, war ein Frankfurter Charakteristikum.⁸ Andererseits – in gewissem Spannungsverhältnis zur profilierenden Spezialisierung – zählten zu Beers Œuvre Werke unterschiedlicher Techniken, Stile und Genres; in Frankfurt setzte die Binnendifferenzierung verschiedener Tätigkeiten wie Kunstschaffen und Kunsthandwerk, Restaurieren, Sammeln und Handeln erst langsam um 1800 ein.⁹ Johann Peter Beer perfektionierte das im 18. Jahrhundert äußerst beliebte, mit der Radierung verwandte Ätzverfahren der Punktiermanier, bei der durch Dichte, Tiefe und Anordnung von Punkten das Bildsujet gestaltet wurde. Beers wohl bekannteste Arbeit in dieser Technik dürfte der ovale Porträtstich von General-Feldmarschall Aleksandr V. Suvorov sein, den der Frankfurter Künstler 1799 nach der Vorlage des Porträtmalers Joseph Kreutzingers stach, der, aus Wien stammend, sich einige Zeit in St. Petersburg aufhielt. An Porträts entstanden aber auch gänzlich anders geartete Arbeiten wie die äußerst fein gearbeitete Elfenbein-Miniatur eines »Brustbild einer Frau in mittleren Jahren in ausgeschnittenem, weissem Kleid; mit türkischem Shawl« (Frankfurt 1816; Elfenbein, 4,0 x 3,1 cm).¹⁰ Diese Beispiele spiegeln nicht nur die bereits angedeutete technisch-stilistische Breite von Beers Œuvre, sondern auch die weiten Kreise seiner Auftraggeber, die höfisch-adeligen ebenso wie städtischen Kreisen zugehörten, vom hochbetitelten Militär bis zur anonym gebliebenen Dame aus besserer Gesellschaft reich-



Abb. 3: Johann Peter Beer: General-Feldmarschall Aleksandr V[asiljevitch] Suvorov, Frankfurt am Main 1799; Stich in Punktiermanier, nach der Zeichnung Joseph Kreutzingers, 22,7 x 15,4 cm. Kassel: Museum, Inventar Nr.: SM-GS 6.2.659, fol. 16. Abb.: <https://portraits.museum-kassel.de/302436/> (abgerufen am 24.02.2025)

ten, aus dem »fernen« Russland ebenso wie aus Frankfurt und der Region stammten. Vermutlich profitierte Beer für seine Arbeiten auch vom bereits etablierten Netzwerk des Vaters in die Kreise angesehener Frankfurter Persönlichkeiten,¹¹ bei denen sich eine gewisse Kontinuität über die Umbrüche der Revolutionszeit hinweg abzeichnet. Diesen Kreisen mag auch das kleinformatige, vom IPG neu erworbene Ölbildnis entstammen, dessen Fertigstellung Johann Peter Beer auf den 26. August 1829 in Frankfurt am Main festsetzte. Den gezeigten Herren im weit fortgeschrittenen Alter weist seine Kleidung als gut situierten Bürgerlichen aus.

Möchte man Auftragslage und Entstehungsbedingungen erschließen, stößt man allerdings auf Problemstellungen auf verschiedenen Ebenen: Die Metadaten des Gemäldes (Titel etc.) lassen keine eindeutige Identifizierung des Dargestellten und Erfassung des Entstehungskontextes zu. Daneben erlaubt die archivalische Lage es kaum, Werkstattssituation, Lebensumstände, beruflichen Werdegang und Entstehungskontexte einzelner Werke von Johann Peter Beer zu ermitteln. Die spärlich vorhandene bio-bibliographische Literatur handelt Beer in äußerst knappen Lexikonartikeln ab; in vielen gängigen Nachschlagewerken fehlt ein Eintrag ganz (z. B. Hüsgen). Ebenso stellt ein – gar umfängliches und systematisches – Werkverzeichnis eine Leerstelle dar, so dass das Gesamtœuvre von Beer, der Ort von Porträts darin und des hier besprochenen Ölporträts sich bisher nicht erschließen und einordnen lassen. Hinzu kommt, dass die kunsthistorische Forschung – bis vor einigen Jahren – eher unbekannte Künstler pauschal als »aus der zweiten Reihe« und mit Werken von einem »bewährten Mittelmaß handwerklicher Qualität«, wie es einem bürgerlichen Frankfurter Publikum genügt habe, beiseitegeschoben hat.¹² Zu diesem Urteil von einem Künstler »der zweiten oder gar dritten Reihe« scheint auf den ersten Blick auch zu passen, dass Beer neben der Tätigkeit als Miniaturist, als Porträtmaler, Glasmaler, Kupferstecher und Radierer zwischen 1818 und 1822 auch als Zeichenlehrer für Bildnis- und Miniaturmalerei an der Musterschule, einer im Geist Johann Heinrich Pestalozzis und seiner neuartigen pädagogischen Konzepte 1803 gegründeten Realschule in Frankfurt, beschäftigt war. Offenbar bediente er verschiedene Standbeine, auch außerhalb des Kunstbetriebs im engeren Sinne, und passte sich mit seinen Arbeiten den Wünschen unterschiedlichster Arbeit- und Auftraggeber vor Ort und in der näheren und weiteren Umgebung Frankfurt an. Mit diesem breiten Profil entsprach Beer aber erstens – wie die jüngere Forschung andeutet – eher dem Regel- als dem Ausnahmefall,¹³ was zweitens der Bewertung seines Werks durch Zeitgenossen keinen Abbruch tat.¹⁴ Umso interessanter ist es, für diese das Gros Frankfurter Künstler ausmachende Personengruppe Lebensläufe, Karrieren und Netzwerke zu untersuchen.

Im Übrigen fand Beer in der Sparte der Miniatur-Landschaftsbildnisse (ausgeführt in verschiedenen Techniken: Malereien, Federzeichnungen ...) Anerkennung als herausragender Vertreter des 18. Jahrhunderts, dessen Werke sich weltweit in renommierten Galerien und Museen wie dem Louvre in Paris oder dem Metropolitan Museum of Art in New York befinden.¹⁵

11 Zur Werkstatt Nothnagels als »Kontaktbörse« vgl. DIETRICH-HÄFNER, Im Netz (wie Anm. 3), S. 259.

12 So SCHMIDT-LINSENHOFF/WETTENGL, Katalog (wie Anm. 2), S. 112. Dies griff ältere Urteile auf von z. B. BERNARD MÜLLER, Kunstpflege in vergangenen Zeiten, in: OTTO RUPPERSBERG (Hg.), Frankfurt. Das Buch der Stadt, Frankfurt 1927, S. 252–260.

13 Vgl. bes. die Arbeiten von Holger Thomas Gräf. Weiterführend zur Frankfurter Kunstlandschaft und Kunstmarkt: JOCHEN SANDER (Hg.), Die Welt im Bildnis. Porträts, Sammler und Sammlungen in Frankfurt von der Renaissance bis zur Aufklärung, Ausstellungskatalog, Petersberg 2020; ALMUT POLLMER-SCHMIDT, Deutsche Gemälde im Städel Museum 1550–1725, Berlin 2021.

14 Abwertende Einschätzungen der »künstlerischen Qualität« erscheinen eher ein rückprojiziertes Forschungskonstrukt als eine zeitgenössische Wahrnehmung, vgl. DIETER REBENTISCH, Editorial, in: DIETER REBENTISCH/EVELYN HILS-BROCKHOFF (Hgg.), Kunst und Künstler in Frankfurt am Main im 19. und 20. Jahrhundert (Archiv für Frankfurts Geschichte und Kunst, Bd. 69), Frankfurt am Main 2003, S. 7–10, hier S. 8–9.

15 Zu Johann Peter Beer vgl. Art. »Johann Peter Beer«, in: JULIUS MEYER/HERMANN LÜCKE (Hgg.), Allgemeines Künstler-Lexikon, Bd. 3, Leipzig 1880, S. 284; RUDOLF SCHREY, Art. »Beer, Johann Peter«, in: ULRICH THIEME/FELIX BECKER (Hgg.), Allgemeines Lexikon der Bildenden Künstler von der Antike bis zur Gegenwart, Bd. 3: Bassano–Bickham, Leipzig 1909, S. 168; ALBERT DESOFF, Kunst und Künstler in Frankfurt am Main im neunzehnten Jahrhundert, Bd. 2: Biographisches Lexikon der Frankfurter Künstler im neunzehnten Jahrhundert, Frankfurt am Main 1909, S. 11.

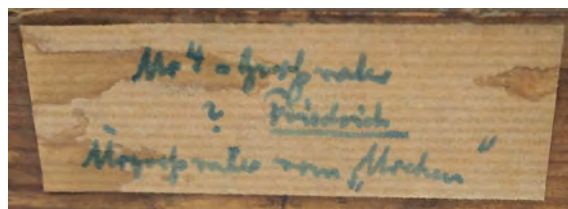
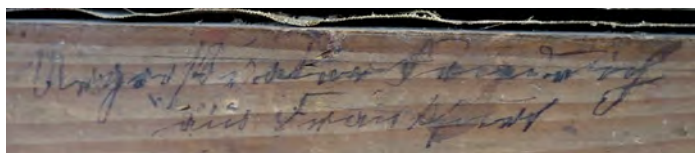
Abb. 4: Johann Peter Beer: Landschaft mit Wasserfall und einer Mutter mit Kind, Frankfurt am Main 1800; Federzeichnung mit brauner und grauer Tinte und Graphit, 18,5 x 26,2 cm. New York: The Metropolitan Museum of Art, Object Number: 2007.141. Abb.: <https://www.metmuseum.org/art/collection/search/376658> (abgerufen am 24.02.2025).



- 16 Vgl. KÖLSCH, »Probestücke« (wie Anm. 1), S. 11. – Zur Geschichte des Städel's vgl. den »Klassiker« zur Frankfurter Kunst im 19. Jahrhundert von HEINRICH WEIZSÄCKER, Kunst und Künstler in Frankfurt am Main im neunzehnten Jahrhundert, Bd. 1: Das Frankfurter Kunstleben im neunzehnten Jahrhundert in seinen grundlegenden Zügen, Frankfurt am Main [1907], S. 5–58. In jüngerer Zeit z. B. ANDREA C. HANSERT, Vom Kunststiften. Die Sammlungen des Städel's aus Sicht des Städel'schen Museums-Vereins, in: BERIT WAGNER/ALMUT POLLMER-SCHMIDT/HEIDRUN LANGE-KRACH (Hgg.), Das Werk im Zentrum. Kunstgeschichte mit Objekten aus dem Städel Museum und der Liebieghaus Skulpturensammlung, Berlin/München [2023], S. 326–333.
- 17 Vgl. Art. »Kingenheimer, Wilhelm«, in: HANS VOLLMER (Hg.), Allgemeines Lexikon der Bildenden Künstler von der Antike bis zur Gegenwart. Begründet von Ulrich Thieme/Felix Becker, Bd. 20: Kaufmann–Knilling, Leipzig 1927, S. 330; DESOFF, Kunst und Künstler (wie Anm. 15), S. 73–74.

Als Johann Peter Beer 1851 verstarb, war bereits eine neue, weitere Generation der Künstlerdynastie Beer in Frankfurt tätig: Der Enkel mütterlicherseits von Beer, Franz Christian Wilhelm Kingenheimer (1830–1857), studierte am Städel'schen Kunstinstitut bei Jakob Becker und Johann David Passavant. Diese erst 1815 vom Frankfurter Bankier und Gewürzhändler Johann Friedrich Städel gestiftete Einrichtung mit Gemäldesammlung, Bibliothek und Kunstschule bot einer neuen Generation Frankfurter Künstler eine professionelle, akademisierte Ausbildung.¹⁶ In der Folge konzentrierte sich Kingenheimer auf Historiengemälde, vor allem mit Bezug zur Reformation,¹⁷ womit er gegenüber den früheren Beer-Generationen mit ihrer Schwerpunktsetzung auf Miniatur-Landschafts- und Porträtmalerei bei einem insgesamt vielgestaltigen, breiten Œuvre eigene Wege ging.

Abb. 5 und 6: Rückseite des Rahmens mit Angaben zum Porträtierten.
Abb.: <https://www.lot-tissimo.com/de-de/auction-catalogues/bene-merenti-auktionen/catalogue-id-benemerenti10068/lot-b8f2d3e6-617a-4f02-848f-b1c6010bbf5b> (abgerufen 19.05.2025)



Annäherung an den Porträtierten: »Urgroßvater Friedrich«

Wer aber war nun der Dargestellte? Auf der Rückseite des Keilrahmens ist oben ein handschriftlicher Vermerk angebracht: »Urgroßvater Friedrich || aus Frankfurt«, ergänzt um einen weiteren Vermerk in einer anderen Hand: »Nr. 4 – Großvater || ? Friedrich || Urgroßvater vom Urchen«.

- 18 Die Recherche nach einer möglichen Vorstudie oder einem Stich Beers, die weitere Metadaten wie z. B. einen ausführlicheren Titel und damit Anhaltspunkte enthalten könnten, um das vorliegende Ölporträt und den Dargestellten zuzuordnen und zu kontextualisieren, blieben leider erfolglos. – Einen ersten Zugriff bieten z. B. die lokal relevante Sammlung der Frankfurter Universität (<https://sammlungen.ub.uni-frankfurt.de>) oder der übergreifende Porträtindex (<https://www.portraitindex.de>).

Mit diesen spärlichen Informationen soll hier eine Annäherung an den Porträtierten versucht werden.¹⁸ Die Positionierung der Angabe »?« anstelle des Vornamens, gefolgt von »Friedrich«, macht es wahrscheinlich, dass es sich um den Nach- und nicht Vornamen des Dargestellten handelt. Aus dem Augenschein des Porträts lässt sich eingrenzen, dass »? Friedrich« 1829 zwischen 60 und 70 Jahren alt gewesen sein muss. Damit kommen die Tauf-

bücher des Frankfurter Stadtarchivs, d. h. des Instituts für Stadtgeschichte, zwischen ca. 1760 und 1770 infrage (d. h. der Bestand ISG Taufbücher, 35–39),¹⁹ um über Register und Taufeinträge sämtliche in Frankfurt wohnhafte Familien »Friedrich« zu ermitteln, deren Söhne in diesem Zeitraum getauft wurden. Eine erste Liste mit Vornamen, Nachnamen und Beruf des Vaters (möglicherweise auch des Sohnes?) lässt sich so erstellen. Sollte der dargestellte »Friedrich« allerdings nicht in Frankfurt geboren, sondern zugewandert sein, wäre er auf diese Weise nicht erfasst.

Einen ergänzenden Ansatz bieten weitere Angaben auf der Rückseite des Gemäldes, wonach der Porträtierte zum Entstehungszeitpunkt des Bildes, am 26. August 1829, in Frankfurt wohnhaft war. Mithilfe des Nachschlagewerks »Allgemeines Adress-Buch der freien Stadt Frankfurt«²⁰ lässt sich ermitteln, welche Personen mit Nachnamen »Friedrich« in dieser Zeit in Frankfurt mit ihrer Wohnadresse gemeldet waren. Dass der dargestellte Friedrich einem eigenen Hausstand vorstand und damit als eigenständiger Eintrag erfasst ist, erscheint aufgrund seiner bürgerlich-repräsentativen Darstellung wahrscheinlich. Eine zweite Liste mit Vornamen, Nachnamen, Beruf und Adresse lässt sich auf diese Weise erstellen. Doch auch in diesem Fall gibt es eine Unschärfe, da der erste Band nur bis 1834 zurückreicht. Zwischen dem Entstehungszeitpunkt des Bildes 1829 und dessen Erscheinen könnte der dargestellte »Friedrich«, der sich bereits in fortgeschrittenem Alter befand, aber verstorben sein. Eine Abwanderung erscheint aufgrund der Angabe auf der Rückseite des Keilrahmens »aus Frankfurt« unwahrscheinlich.

Der Abgleich der beiden – mit den Eckdaten Nachname, Alter und Wohnort aus Angaben in Tauf- und Adressbüchern erstellten – Listen bringt ein Ergebnis, das aufgrund der benannten Unschärfen aber nur ein Annäherungsergebnis sein kann: Es erscheint plausibel, dass es sich bei dem Porträtierten um Johann Nicolaus Friedrich handelt.

Hierfür sprechen weitere Indizien: Die bürgerlich-zivile Kleidung im Porträt und das Fehlen von Attributen schließen Amtsträger wie z. B. Geistliche in der Liste der »Friedrich« mit großer Wahrscheinlichkeit aus, da auf einen Hinweis auf diese identitätsstiftende soziale Dimension der Person im

19 Informationen zu den Frankfurter Kirchenbüchern finden sich unter <https://www.stadtgeschichte-ffm.de/de/archivbesuch/archivnutzung/familienforschung>. Um diese online einzusehen, ist eine Registrierung bei »FamilySearch« (<https://www.familysearch.org>) notwendig.

20 Vgl. Allgemeines Adress-Buch der freien Stadt Frankfurt, Frankfurt am Main 1834, <https://sammlungen.ub.uni-frankfurt.de/periodika/periodical/titleinfo/8635254> (abgerufen 24.02.2025).

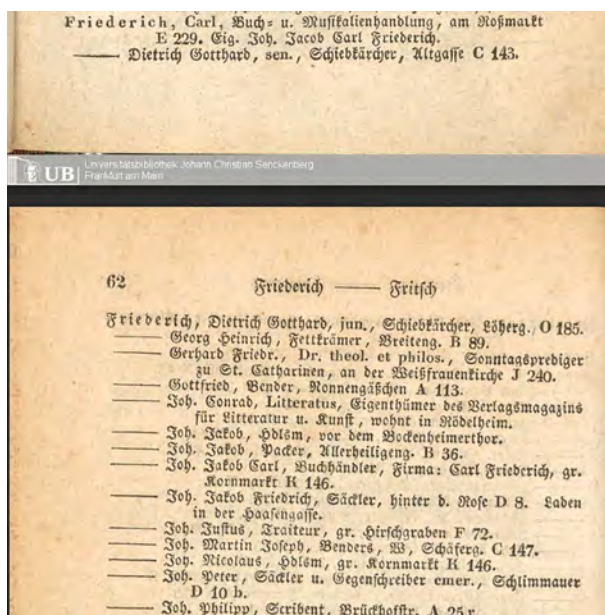


Abb. 7: Auszug aus dem »Allgemeines Adress-Buch der freien Stadt Frankfurt« (1834).
Foto: Alexandra Schäfer-Griebel

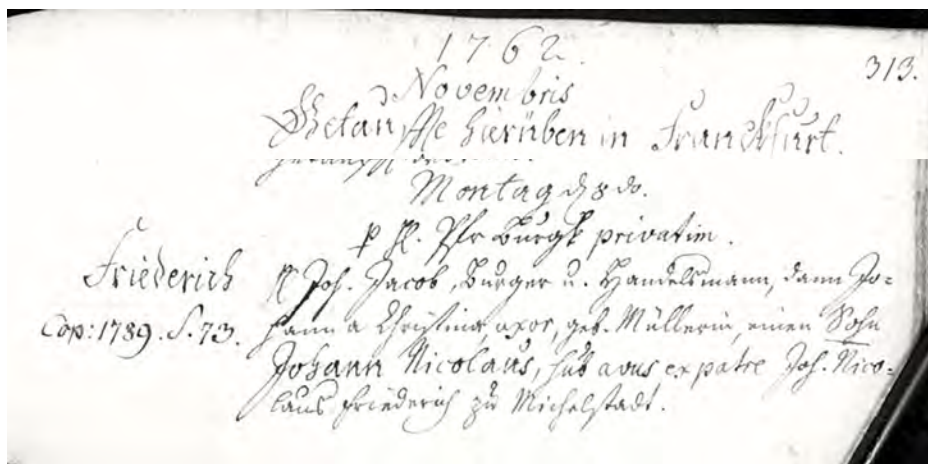


Abb. 8: Auszug aus den Frankfurter Taufbüchern (1762).
Foto: Alexandra Schäfer-Griebel

19. Jahrhundert kaum verzichtet worden wäre. Zudem musste der Dargestellte sich finanziell ein Ölporträt leisten können und ein Interesse an einer bürgerlichen Repräsentation besitzen. Dies macht bestimmte Berufsgruppen wie z. B. Kaufleute, Verleger oder Buchhändler zu sehr viel wahrscheinlicheren Kandidaten als die in Tauf- und Adressbüchern geführten »Friedrich«, welche als Schiebkärcher, Fettkrämer, Bender, Packer oder Säckler tätig waren. Diese Indizien unterstreichen die Plausibilität der Zuordnung des Porträtierten als der Frankfurter Handelsmann Johann Nicolaus Friedrich. Die ermittelten zusätzlichen Angaben wie Vorname, Lebensdaten, Verwandtschaftsverhältnisse, Beruf, genaue Wohnadresse erlauben eine tiefergehende Suche in den Beständen des Frankfurter Stadtarchivs (Institut für Stadtgeschichte), aber auch, sich gängige Nachschlagewerke wie das Frankfurter Personenlexikon zunutze zu machen.²¹

Johann Nicolaus Friedrich kam 1762 in Frankfurt (Taufe 8. November 1762) als Sohn des erst jüngst, 1761, verbürgerten Spezereihändlers, d. h. Gewürz- und Arzneimittelhändlers, Johann Jacob Friedrich und dessen Ehefrau Johanna Christina, geb. Müller, zur Welt. Während väterlicherseits die Familie erst eine Generation zuvor aus Michelstadt nach Frankfurt zugewandert war,²² stammte die Familie mütterlicherseits aus einer Frankfurter Handelsfamilie. Ab 1762 besaßen die Eltern eigenen Grundbesitz in Frankfurt mit dem Haus »Zum goldenen Schiff« in der Alten Fahrgasse, jedoch kaum flüssige Mittel oder Erspartes.²³

Johann Nicolaus Friedrich lernte den Beruf des Händlers, vermutlich im Geschäft des Vaters, bevor er in eine angesehene Frankfurter Buchhändlerfamilie einheiratete. Am 23. Februar 1789 heiratete er Johanna Maria, geb. Wenner (1768–1828), die Tochter des Buchhändlers Johann Conrad Wenner, der nicht nur Schwager des bekannten Frankfurter Buchhändlers und Verlegers Johann Friedrich Varrentrapp war,²⁴ sondern auch Mitglied des für die Frankfurter Stadtregierung zentralen 51er-Kollegiums.²⁵ Die Einheirat der Friedrich in die Buchhändlerdynastie Wenner-Varrentrapp bedeutete den entscheidenden Schritt für das »Ankommen« in der Stadt und Hineinwachsen in die äußerst dichten Netzwerke der Frankfurter Stadtgesellschaft, protegiert von Wenner, sowie eine berufliche Neuausrichtung. Die Kontakte der angeheirateten Familie nutzend, wandte sich Johann Nicolaus Friedrich dem Buchhandel zu. Zu seinem Geschäft gehörte ein Verlagsmagazin am Großen Kornmarkt,²⁶ d. h. im traditionellen Buchhandelszentrum von Frankfurt, das sich in Mainnähe im südlichen Teil des Kornmarkts, der sogenannten Buchgasse, erstreckte. Dabei spiegelt die Spezialisierung der Buch- und Musikhandlung in Hand der Familie Friedrich auf Musikdrucke eine gewisse Tendenz wider, durch Selbstorganisation und -regulierung den lokalen Frankfurter Buchmarkt zwecks Konkurrenzminimierung aufzuteilen.

In Quellen und Literatur lässt sich sein ältester Sohn, Johann Conrad Friedrich (1789–1858), gut fassen, denn dieser erlangte – nachdem er zunächst eine Offizierslaufbahn in der Napoleonischen und dann Preußischen Armee eingeschlagen hatte – einige Bekanntheit durch seine Tätigkeit als Journalist und Schriftsteller (ab 1818). Sein breit angelegtes Werk schloss neben u. a. zeitgenössisch-politischen Kommentaren und utopischen Schriften

21 Vgl. <https://frankfurter-personenlexikon.de>.

22 Vgl. Institut für Stadtgeschichte Frankfurt am Main (ISG FFM), Taufbücher 36 (1717–1763), S. 313, <https://www.familysearch.org/ark:/61903/3:1:3Q9M-CSJJ-JSWH-S?cat=2821221&i=324&lang=de> (abgerufen am 28.02.2025). Zur Verbürgerung vgl. ISG FFM, Ratssupplikationen 1761-V, Bl. 331.

23 Vgl. ISG FFM, Hausurkunden 1392. Das Haus im Wert von 10.000 Gulden war mit einem Insatz, teils noch von der vorherigen Generation übernommen, von 8.000 Gulden belastet. – 1779 erwarb die Familie dann zudem einen Weingarten vor dem Neuen Tor (vgl. ISG FFM, Hausurkunden 3114).

24 Der große Richtungsstreit über Ausrichtung von Buchmesse und Platzbuchhandel sowie Verlagswesen des 18. Jahrhunderts spiegelt die herausgehobene Stellung der Varrentrapp nicht nur in Frankfurt, sondern in der südwestlichen Buchhandelsregion insgesamt, ebenso wie er diese Stellung begründete und weiter festigte.

25 Vgl. ISG FFM, Heiratsbücher, 20 (1788–1797), S. 73, <https://www.familysearch.org/ark:/61903/3:1:3Q9M-CSFZ-G3TY-R?cat=2821215&i=85&lang=de> (abgerufen am 28.02.2025); auch SABINE HOCK, Art. »Friedrich, Johann Conrad«, in: Frankfurter Personenlexikon (Onlineausgabe), <https://frankfurter-personenlexikon.de/node/2301> (abgerufen 28.02.2025). Zu den Familienbeziehungen vgl. JOHANN CONRAD FRIED(E)RICH, Vierzig Jahre aus dem Leben eines Todten. Hinterlassene Papiere eines französisch-preußischen Offiziers, 3 Bde., Tübingen 1848/1849, hier Bd. 1 (<https://www.digitale-sammlungen.de/de/view/bsb10068795?page=,1>), S. 1–2 (mit kaum verfremdeten Pseudonymen).

26 Vgl. Allgemeines Adress-Buch (wie Anm. 20), S. 61–62.

auch Memoiren ein, in denen auch eine kritisch-satirische Darstellung der Frankfurter Gesellschaft enthalten war.²⁷ Aus den Memoiren geht hervor, dass die Familie Friedrich gut in der Frankfurter Stadtgesellschaft bis hinein in Ratskreise vernetzt war²⁸ und ebenso über Kontakte zu zeitgenössischen Künstlern verfügte, was in wesentlichem Maße dem Schwiegervater von Johann Nicolaus Friedrich, Johann Conrad Wenner, zu verdanken war.²⁹ Ende der 1820er Jahre verfügte Johann Nicolaus Friedrich, nach einer ökonomischen schwierigen Phase, dank einer beträchtlichen Erbschaft über gesicherte finanzielle Verhältnisse.³⁰

Denkbar ist, dass das 1829 entstandene Einzelporträt des zu diesem Zeitpunkt bereits verwitweten Johann Nicolaus Friedrich im Kontext der Eheschließung seines ältesten Sohnes und dessen Plänen zur Gründung eines eigenen Hausstands in Frankfurt entstand. Das 1829 entstandene Ölporträt entsprach als kleinformatiges Staffeleibild im Stil realistischer, am Alltag orientierter niederländischer Bilder den Vorlieben Frankfurter Bürger in der Zeit. Dass es sich in eine private Gemäldesammlung einfügte, wie sie im 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts unter Frankfurter Bürgern äußerst zahlreich waren,³¹ lässt sich vermuten. Die später vorgenommene Kennzeichnung als »Nr. 4« auf dem Keilrahmen legt nahe, dass zumindest drei weitere, frühere Gemälde von Familienangehörigen, eventuell auch Zeichnungen oder Radierungen, die kleine Ahnengalerie ergänzten. Allerdings bleibt ungeklärt, ob Johann Nicolaus Friedrich diese Sammlung begann oder sie bereits übernahm und fortführte oder sie erst von einem Nachfahren mit dem vorliegenden Ölporträt als Startpunkt initiiert wurde. Ebenso wenig lässt sich beantworten, ob die Ahnengalerie Teil einer größeren Sammlung war, zu der möglicherweise auch einige der in Frankfurt äußerst beliebten kleinformatigen Landschafts- und Genrebilder sowie Stillleben zählten.³²

Am 2. Juli 1828 jedenfalls heiratete der als »Frankfurter Casanova« bekannte Johann Conrad Friedrich Johanna Juliana Scherr, die Tochter des königlichen Württembergischen Kleinen Kammerregistrator und Expeditors Matthias Scherr, die er in seiner Zeit als Journalist und Schriftsteller in Stuttgart kennenlernte.³³ Nach verschiedenen, teils mehrmonatigen Aufenthalten in Frankfurt erwarb Johann Conrad Friedrich 1830 das Bürgerrecht,³⁴ woraufhin im Frühjahr 1831 der Umzug von Stuttgart nach Frankfurt erfolgte.³⁵ 1833 soll Johann Nicolaus Friedrich in Frankfurt verstorben sein.³⁶ Zu diesem Zeitpunkt, 1833, führte Johann Conrad Friedrich offenbar das väterliche Geschäft mit Verlagsmagazin am Großen Kornmarkt, während der jüngere Sohn Johann Jacob Carl Friedrich (1791–1834) die am Rossmarkt angesiedelte Buch- und Musikhandlung unter dem Namen »Carl Friedrich« betrieb.³⁷

Dass das Ölporträt zum Zeitpunkt des Todes von Johann Nicolaus Friedrich in seinem Haus am Großen Kornmarkt hing, kann vermutet werden. Offenbar wanderte es im Familienbesitz weiter und aus Frankfurt ab, da drei Generationen später, zur Zeit vom noch nicht identifizierten »Urchen« (Spitzname für Ursula, Urs oder ?), es für nötig befunden wurde, auf der Rückseite des Keilrahmens einen gesonderten Hinweis anzubringen, der Urgroßvater stamme »aus Frankfurt«. Dass innerfamiliär keine ungebrochene Familien-

27 Vgl. HOCK, Art. »Friedrich, Johann Conrad« (wie Anm. 25). Die Memoiren erschienen als JOHANN CONRAD FRIED(E)RICH, Vierzig Jahre aus dem Leben eines Todten. Hinterlassene Papiere eines französisch-preußischen Offiziers, 3 Bde., Tübingen 1848/1849 (Bd. 1: <https://www.digitale-sammlungen.de/de/view/bsb10068795?page=,1>; Bd. 2: <https://www.digitale-sammlungen.de/de/view/bsb10063311?page=,1>; Bd. 3: <https://www.digitale-sammlungen.de/de/view/bsb10068797?page=,1>); JOHANN CONRAD FRIED(E)RICH, [Bd. 4:] 1830–1845. Noch fünfzehn Jahre aus dem Leben eines Todten, Tübingen 1854 (<https://www.digitale-sammlungen.de/de/view/bsb10063313?page=,1>); JOHANN CONRAD FRIED(E)RICH, Letzte zehn Jahre aus dem Leben eines Todten (unvollendet geblieben).

28 Vgl. FRIED(E)RICH, Vierzig Jahre, Bd. 3 (wie Anm. 27), S. 433.

29 Z. B. FRIED(E)RICH, Vierzig Jahre, Bd. 2 (wie Anm. 27), S. 240–241.

30 Vgl. FRIED(E)RICH, Vierzig Jahre, Bd. 3 (wie Anm. 27), S. 429.

31 Vgl. WETTENGL, Frankfurter Sammlungen (wie Anm. 9), S. 70.

32 Dass in dieser Phase in Frankfurt ein besonders aktive Auktionstätigkeit fassbar war und sich die Profile von Sammlungen stark veränderten, beschreibt u. a. WETTENGL, Frankfurter Sammlungen (wie Anm. 9), S. 72–76.

33 Vgl. ISG FFM, Heiratsbücher, 27 (1826–1829), S. 406, <https://www.familysearch.org/ark:/61903/3:1:3Q9M-CSFZ-GQDY-Z?cat=2821215&i=498&lang=de> (abgerufen 28.02.2025). Von den Kontakten Johann Conrad Friedrichs in Stuttgart zum Hof berichten auch seine Memoiren, vgl. FRIED(E)RICH, [Bd. 4:] 1830–45 (wie Anm. 27), S. 8.

34 Vgl. FRIED(E)RICH, Vierzig Jahre, Bd. 3 (wie Anm. 27), S. 540.

35 Vgl. FRIED(E)RICH, [Bd. 4:] 1830–45 (wie Anm. 27), S. 13.

36 Die Angabe stammt von HOCK, Art. »Friedrich, Johann Conrad« (wie Anm. 25). In dem von mir überprüften Band ISG FFM, Totenbücher, 63 (1833) konnte ich jedoch keinen Eintrag zu Johann Nicolaus Friedrich finden. Auch die umliegenden Bände zu den Jahren 1829–1835 wiesen keinen Sterbeeintrag unter diesem Namen auf. Zudem ist er noch im Adressbuch von 1834 geführt.

37 Vgl. Allgemeines Adress-Buch (wie Anm. 20), S. 61–62. Zu Lebensdaten und Verwandtschaftsverhältnis von Johann Jacob Carl Friedrich vgl. ISG FFM, Totenbücher, 64 (1834), S. 371, <https://www.familysearch.org/ark:/61903/3:1:3Q9M-CSNK-S942-V?cat=2821222&i=369&lang=de> (abgerufen 28.02.2025).

erinnerung und -tradition fortgeschrieben, sondern erst (wieder)begründet wurde, zeigt sich in dem Umstand, dass zentrale Daten wie der Vorname des Urgroßvaters nicht mehr bekannt waren. Die Beschriftung des Gemäldes mit – wenn auch unvollständigem – Namen und Herkunft des Vorfahren sowie die Kennzeichnung als »Nr. 4« lässt das innerfamiliäre Bemühen drei Generationen später erkennen, das Porträt als Teil einer kleinen – entweder bereits ererbten und möglicherweise dann ergänzten oder zu diesem Zeitpunkt erst zusammengestellten – Ahnengalerie zu verorten. Offenbar lagen der Familie mindestens vier Porträts der Vorfahren bis Anfang des 19. Jahrhunderts vor, möglicherweise weitere aus späteren Generationen, von denen wir jedoch keine sichere Auskunft haben.

Bedauerlicherweise verliert sich zwischenzeitlich die Spur des Porträts ganz. Erst im Rahmen einer Haushaltsauflösung kam über einen Trödler das Gemälde in das Auktionshaus Bene Merenti in Ludwigsburg, wo es im vergangenen September durch das IPG ersteigert wurde.³⁸

Einordnung des Porträts: Paradebeispiel für ein Biedermeierporträt eines Bürgerlichen?

Das vom Institut für Personengeschichte erworbene kleinformatige Ölporträt von dem Frankfurter Künstler Johann Peter Beer zählt zu den Privatporträts der Biedermeierzeit, die Bürgerliche in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts in großer Stückzahl als Ausdruck der errungenen gesellschaftlichen Stellung und eines neuen Selbstbewusstseins und Selbstverständnisses anfertigen ließen.

Eine solche »bürgerliche Massenkunst« und ihre Schöpfer mit überwiegend lokalem oder regionalem Wirkungskreis wurden lange Zeit als uninteressantes Mittelmaß beiseitegeschoben. In der Forschung entsteht aber seit einiger Zeit ein neues Bewusstsein dafür, dass gerade die Beschäftigung mit eher unbekannten Künstlern und Werken lohnt, um sich der künstlerischen Produktion einer Zeit oder Region, wie hier Frankfurt in den 1820ern, anzunähern und eine Vorstellung von u. a. Ausbildung und Karrierewegen, von Auftragssituationen und Praktiken des Kunstschaffens etc. der das Gros der Künstler ausmachenden Personengruppe zu erhalten.³⁹

Zudem stellt »künstlerische Qualität«, wie auch immer diese überhaupt zu bemessen ist,⁴⁰ kein Argument für oder gegen eine geschichtswissenschaftliche Beschäftigung mit einem Künstler und seinem Werk dar.

Das hier zu besprechende »Porträt eines Herren aus Frankfurt« konzentriert sich einerseits, wie für Biedermeier-Porträts charakteristisch, auf eine realistisch anmutende, detaillierte Darstellung, die z. B. in der Herausarbeitung der verschiedenen Stofflichkeiten von schwerem Gehrock-Stoff und feinem, zarten Tuch der Halsbinde ihren Ausdruck fand. Mit der reduzierten, im Dunkeln nur angedeuteten Körperlichkeit kontrastierte das hell erleuchtete, hochdetailliert gezeigte Gesicht. Durch feine Linienführungen arbeitete Beer die hohlen Wangen, durch Farbschattierungen die Krähenfüße rund um die Augen und durch das Lichteinfall, der sich in der Glatze spiegelte, mit verschiedenen künstlerischen Mitteln naturnahe Details heraus, die das Alter der Dargestellten scheinbar schonungslos offenlegten. Sollte es sich tatsächlich, wie hier vermutet, um Johann Nicolaus Friedrich handeln, war dieser 1829 immerhin 67 Jahre alt.

38 Bedauerlicherweise liegen auch dem Auktionshaus keine genaueren Angaben zu dem Haushalt, aus dessen Auflösung das Porträt stammt, vor. Ich danke dem Team Auktionshaus-Ludwigsburg für die freundliche Auskunft.

39 Zu diesem neuen Bewusstsein vgl. KÖLSCH, »Probestücke« (wie Anm. 1), S. 1. Als Vorreiter in den frühen 2000ern vgl. REBENTISCH, Editorial (wie Anm. 14), S. 7–10.

40 Mögliche Kriterien sind: als objektiv gesetzter persönlich-individueller Geschmack; kommerzieller Erfolg durch Verkauf von Werken; Zahl der Werke in namhaften Museen und Sammlungen; Urteil einiger etablierter zeitgenössischer Kunstkritiker; Kanonisierung in der kunsthistorischen Forschung. Weitere, allerdings stets mit einer gewissen Willkür gesetzte Kriterien ließen sich denken.

Andererseits griff Beer in dem Porträt die zeittypische Tendenz zu einer beschönigenden, harmonisierenden Darstellung auf, indem er einen sanften, atmosphärischen Lichteinfall verwendete, weiche Übergänge schuf und auf zurückhaltende, aufeinander abgestimmte Farbtöne setzte. Damit erzeugte er einen harmonisierten Gesamteindruck, ohne im engeren Sinne ein romantisiertes Idealporträt abzuliefern.

Die von Johann Peter Beer erzeugte Intimität steht in einem wohl ausbalancierten Verhältnis zum zurückhaltenden Repräsentationscharakter des Gemäldes. Innere Ruhe, Harmonie und Ausgeglichenheit in der Darstellung ließen sich zwar als eine über die bloß äußerliche, naturnahe Abbildung der Person hinausgehende Charakterzeichnung des Porträtierten deuten, stehen aber so allgemein für biedermeierliche bürgerliche Ideale und Tugenden, dass ihre Bezugnahme auf die singuläre, konkrete dargestellte Person mit einem Fragezeichen versehen werden muss. Ein individuelles Charakterbild liefert Beers Porträt nicht.

Mit »Urgroßvater Friedrich« hat das IPG seine Porträtsammlung um ein Gemälde erweitert, dessen Charme gerade oder doch zu einem wesentlichen Maße darin besteht, bei aller zu veranschlagenden Spezifik des Einzelstücks, ein durchaus typisches Beispiel für ein bürgerliches Biedermeierporträt zu sein.



Abb. 9: JOHANN PETER BEER, »Porträt eines Herren aus Frankfurt«, Frankfurt 1829; Öl auf Leinwand, 45 x 40 cm.

Abb.: <https://www.lot-tissimo.com/de-de/auction-catalogues/bene-merenti-auktionen/catalogue-id-benemerenti10068/lot-b8f2d3e6-617a-4f02-848f-b1c6010bbf5b> (abgerufen 19.05.2025)

Workshop »Handbuch Personengeschichte« und Verleihung des Forschungspreises der Stiftung für Personengeschichte 2024

von Alexandra Schäfer-Griebel

Workshop »Handbuch Personengeschichte«

Zu den wichtigsten, aktuell am Institut für Personengeschichte (IPG) betriebenen Projekten gehört zweifelsohne das »Handbuch Personengeschichte«. Dieses ist als Angebot an historisch arbeitende WissenschaftlerInnen konzipiert, um »Personengeschichte« als Bereich der gegenwärtigen Geschichtswissenschaften fassbar zu machen, zu definieren und so einen Beitrag zur Konzeptionalisierung von »Personengeschichte« im 21. Jahrhundert zu leisten. Initiiert wurde dieses Projekt bereits vor einiger Zeit; eine vorbereitende Tagung fand im Rahmen der Bensheimer Gespräche 2021 im Lorsche Museumszentrum und ein erster Workshop 2022 auf Schloss Heiligenberg in Jugenheim statt.¹

Seitdem hat sich das Tableau und die Zusammensetzung der Beiträger weiterentwickelt, mit einer Reihe neu hingekommener KollegInnen konnten weitere wichtige Aspekte wie z. B. Dynastie oder Sozialität/Sozialibilität abgedeckt werden, und das Herausgeberteam Volkhard Huth und Christian Hoffarth wurde durch Alexandra Schäfer-Griebel verstärkt. Am 15. November 2024 fand daher ein zweiter, dem Handbuch gewidmeter Workshop im Bürgerhaus Bensheim statt, um den geschärften Grundgedanken des Handbuchs zu skizzieren, den aktuellen Stand und die weitere Zeit- und Arbeitsplanung zu präsentieren sowie sich über den Zuschnitt der einzelnen teils bereits fertig vorliegenden, teils noch in Entstehung begriffenen Beiträge zu verständigen und Fragen mit dem Herausgeberteam sowie im Plenum zu besprechen.

Im Hintergrund des »Handbuch Personengeschichte« steht die Überlegung, dass »Personengeschichte« im Jahr 2025 nicht mehr alleine für Prosopographie und biographische Forschung steht, es aber in den deutschsprachigen Geschichtswissenschaften derzeit an einer Konzeptionalisierung des Begriffs bzw. theoretischen Durchdringung von

1 Vgl. die Veranstaltungsberichte von KATRIN FISCHER/LUPOLD VON LEHSTEN, 11. »Bensheimer Gespräche« im Welterbe Kloster Lorsch: »Personen machen Geschichte. Macht Geschichte Personen? Perspektiven der Personengeschichte im 21. Jahrhundert«, in: Mitteilungen 2021/2, S. 27–36; KATRIN FISCHER, Bericht über den Workshop »Handbuch Personengeschichte«. Ein Workshop des IPG Bensheim, in: Mitteilungen 2022/2, S. 16–19.



Abb. 1: Ausschnitt Workshopprogramm.
Abb.: <https://personengeschichte.de/veranstaltungen> (abgerufen 10.03.2025)

»Personengeschichte« fehlt. In einem gewissen Spannungsverhältnis hierzu ist aktuell in der Geschichtsdidaktik, Geschichtswissenschaft und Geschichtstheorie in vielfacher und vielfältiger Weise zu beobachten, wie historische Personen und Personengruppen als Zugang zum jeweiligen Betrachtungsgegenstand gewählt werden; wie ihr Denken und Wirken sowie die Frage nach der Bedeutung und den Bedingungen von Subjektivität und ihrer historischen Entfaltung ins Zentrum von Studien gerückt werden; wie die Bedeutung von Personen für Prozesse und Konstellationen in der Geschichte beleuchtet werden.² Das integral angelegte, transdisziplinäre Handbuch stellt ein Dach bereit, unter dem vielfältige Ansätze, Strömungen und Zugriffe auf »Personengeschichte« – in drei Säulen organisiert (1. Ansätze: Theorien und Methoden, 2. Gegenstände: Personen, Gruppen und Themen, 3. Überlieferung: Quellen und Genres) – zusammengeführt werden.

Auf dem Handbuch-Workshop wurde angeregt besprochen, was auf Ebene der Einzelbeiträge unverzichtbare Gegenstände sind, durch welche KollegInnen noch offene Beiträge übernommen werden könnten, in welcher Säule einzelne Beiträge wie z. B. derjenige zur weiblichen Hälfte der Personengeschichte am besten zu verorten sind oder welche Beiträge Berührungspunkte untereinander zeigen (z. B. katholischer Klerus und protestantische Geistlichkeit). Die Veranstaltung profitierte hier von einem gelungenen Mix aus Diskussionen im Plenum und persönlichen Gesprächen der Teilnehmer.

Auf Ebene der Gesamtkonzeption des Handbuchs wurde mit Verve diskutiert, inwieweit die Einzelbeiträge ihren jeweiligen Zugriff auf Personengeschichte (d. h. ihren Ansatz oder Gegenstand oder ihre Überlieferung) diachron, epochenübergreifend und für einen größeren geographischen Raum behandeln müssten. Dabei kamen Herausgeber und Beiträger überein, dass – gerade angesichts der in einer Neuorientierung begriffenen Forschung zu »Personengeschichte« – das Handbuch keine Synthese oder auch nur Vollständigkeit bieten könne, was aber Charakter und Anliegen des Genres Handbuch auch gar nicht verlange. Vielmehr sei eine typologische sowie paradigmatische Herangehensweise und die Skizzierung der Vielfältigkeit der Forschungsansätze und -diskussionen anzustreben. Wichtig sei auf Ebene der Einzelbeiträge Strukturiertheit und eine klare Argumentation, eine soziologische Durchdringung sowie die breite Einordnung des Zugriffs im Teil Forschungsüberblick und Forschungsgeschichte, während exemplarisch Grenzen und Möglichkeiten des im Beitrag behandelten Zugriffs, auf die Personengeschichte bezogen, anhand von Beispielen aus der eigenen aktuellen Forschung reflektiert dargestellt werden könnten. Aufgabe der Dachartikel müsse es dann sein, auf einer übergeordneten Ebene einen Syntheserversuch zu wagen, verschiedene Beiträge miteinander zu verbinden, aber ebenso auch Leerstellen und Desiderate zu benennen, was auch auf Metaebene die Einleitung leiste. Dort könne auch die Auswahl der Beiträge epistemologisch begründet werden.

Auch der Klärung der für die Einheitlichkeit des Handbuchs zentralen formalen Fragen, vom festgelegten Beitragsaufbau bis zum Umfang, von der Verwendung von Abbildungen bis zur Bibliographie, wurde ausführlich Raum gegeben.

2 Wichtige der hier umrissenen konzeptionellen Überlegungen stammen von Christian Hoffarth.

Verleihung des Forschungspreises der Stiftung für Personengeschichte 2024 an Dr. Eva Seemann

Im Anschluss versammelten sich die Workshop-Teilnehmer sowie Mitglieder aus Stiftungsrat, Beirat und dem Institut Nahestehende im historischen Wappensaal des Dalberger Hofs, um – zum bereits achten Mal – den Forschungspreis der Stiftung für Personengeschichte zu verleihen.



Abb. 2: Eva Seemann: Hofzwerge. Kleinwüchsige Menschen an deutschsprachigen Fürstenhöfen der Frühen Neuzeit (Frühneuzeit-Forschungen, Bd. 24), Göttingen 2023.
Abb.: <https://www.wallstein-verlag.de/9783835354142-hofzwerge.html> (abgerufen 10.03.2025)

Als Preisträgerin 2024 wurde Dr. Eva Seemann (DHI Paris) für ihre Dissertation »Hofzwerge. Kleinwüchsige Menschen an deutschsprachigen Höfen der Frühen Neuzeit« ausgezeichnet. Seemann widmet sich in ihrer an der Schnittstelle von Hofgeschichte und Disability History stehenden Studie dem bisher wenig beachtete Phänomen des Hofamtes der »Hofzwerge«, die als Teil einer standesgemäßen Hofhaltung an Fürstenhöfen bis ins 18. Jahrhundert präsent waren. Der Institutsdirektor des IPG, Volkhard Huth, hob in seiner Laudatio hervor, dass sich in Frau Seemanns herausragender Dissertation nach Meinung aller Jurymitglieder ein außergewöhnliches Reflexionsniveau mit hohem Lesevergnügen verbinde. Nicht nur habe Frau Seemann sich eine hochaktuelle, komplexe Thematik gewählt, sondern diese auch souverän, ja mustergültig bearbeitet und dargestellt. In akteurszentriert-praxeologischer Perspektive fragt Eva Seemann nach der Bedeutung des Hofamtes am Fürstenhof sowie nach Lebensbedingungen und Handlungsräumen von Kleinwüchsigen. Dabei werden auch Fragen nach Zugehörigkeit und Ausgrenzung sowie dem Umgang mit körperlicher Andersheit in der Frühneuzeit behandelt. Reflektierte Methoden- und Theoriediskussion trafen, so Volkhard Huth, auf eine quellennahe und zugleich sprachlich hochsensible Darstellung. Die Studie überzeuge auf

ganzer Linie und vermöge über den Einzelfall hinausreichende Erkenntnisse, etwa für die Felder der Körpergeschichte wie auch der Personengeschichte, zu formulieren.

Als Vertreter der Stiftung für Personengeschichte überreichte Jon Baumhauer im Anschluss der Preisträgerin die Urkunde, die in ihrer Dankesrede erneut ihre Gabe zur Kombination von hohem Reflexionsniveau und unterhaltsamer Präsentation bewies.



Abb. 3: Preisträgerin Dr. Eva Seemann mit Stiftungsratsmitglied Jon Baumhauer.
Foto: Andrea Zank



Abb. 4: Preisträgerin Dr. Eva Seemann.
Foto: Andrea Zank

Die äußerst angeregten Diskussionen im Anschluss zwischen Preisträgerin, Workshop-Teilnehmern und an Personengeschichte Interessierten, bei einem Glas Wein und Fingerfood, führten vor Augen, wie das gemeinsame Interesse daran, »Leben und Wirken von Personen und Personengruppen in ihrer Zeit [...] verstehen« zu wollen,³ unterschiedlichste Personen zusammenführt und ins Gespräch bringt.

3 So das Leitmotto des Instituts für Personengeschichte, vgl. <https://personengeschichte.de> (abgerufen 10.03.2025).

Aktuell läuft gerade eine neue Ausschreibungsrunde des Forschungspreises:

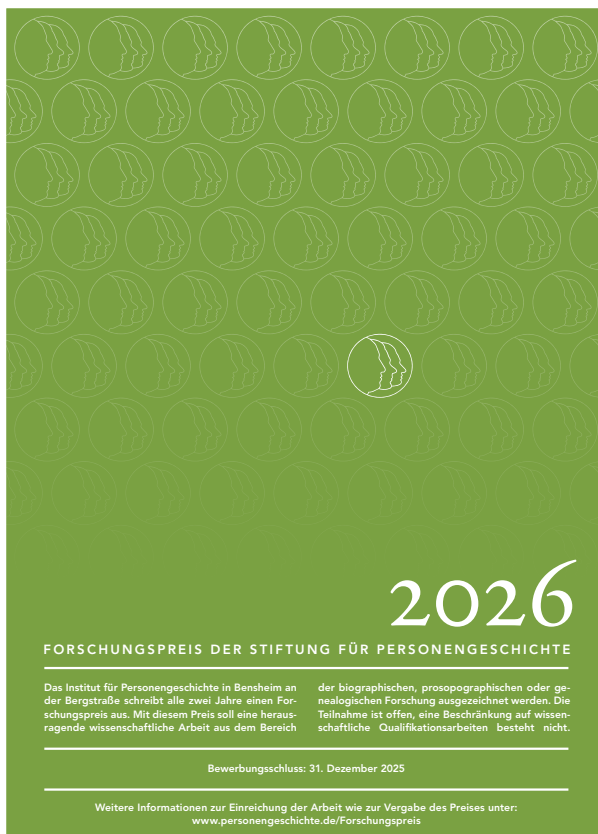


Abb. 5: Plakat zur Ausschreibung des Forschungspreises der Stiftung für Personengeschichte für das Jahr 2026.
Abb.: Tatiana Becue

»Briefe im Labor«

von Lupold von Lehsten

Das 18. Jahrhundert gilt nicht nur in der Literaturwissenschaft als das Jahrhundert der Briefkultur. Insbesondere im mitteleuropäisch-deutschsprachigen Raum seien ein quantitativer Anstieg und qualitative Veränderungen zu beobachten, begründet das in Berlin, Halle und Darmstadt kooperativ betriebene Projekt PDB18, »Der Deutsche Brief im 18. Jahrhundert. Aufbau einer Datenbasis und eines kooperativen Netzwerks zur Digitalisierung und Erforschung des deutschen Briefes in der Zeit der Aufklärung«, seine Konzentration auf das 18. Jahrhundert. Die digitale Erfassung von Briefen, die allenthalben neue Zugänge zur Forschung mit und an Briefen ermöglicht, ist jedoch auch in anderen Projekten entwickelt worden. Alle diese Projekte waren vom 20. bis 21. Februar 2025 von PDB18 in die Universitäts- und Landesbibliothek (ULB) Darmstadt eingeladen, ihre Themen vorzustellen und sich über ihr jeweiliges digitales Handwerkszeug auszutauschen.

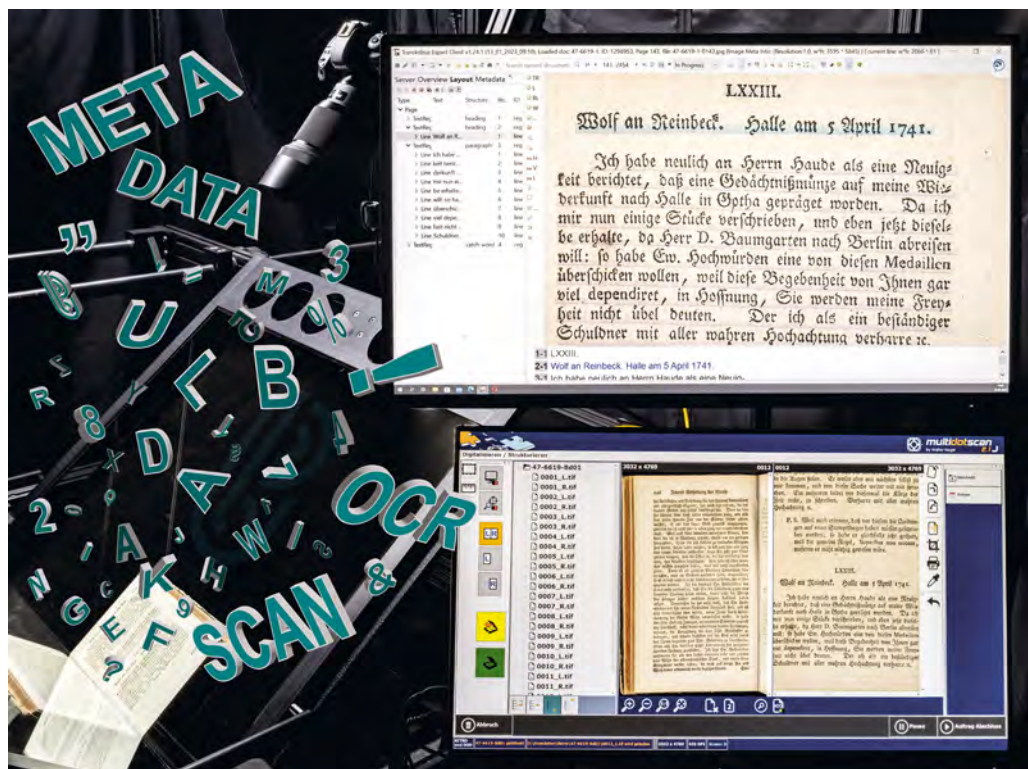


Abb. 1: Projektaufnahme zu PDB18.
Foto: Arne Kienzl

Begrüßt wurden die Teilnehmerinnen und Teilnehmer von STEFAN DUMONT, THOMAS STÄCKER und KATRIN FISCHER. BAPTISTE BAUMANN stellte einleitend das Projekt PDB18 vor: Das Ziel sei die Brief-Identifizierung an sich, und Informationen aus gedruckten und verschiedenen digitalen Editionen zu map-pen, d. h. zu verknüpfen bzw. ineinander zu überführen. Voraussetzung

hierfür sei die Anlage von Schnittstellen (APIs) für verschiedene Formate: TEI-XML, BEACON, CSV, GEXF-SPARQL (Mainz) oder RDF/SPARQL. Thomas Stäcker ergänzte, die ULB Darmstadt sei hierfür der technische Hub (Knotenpunkt), der Datenproduzent, ebenso Berlin als Datenaggregator, während Halle als koordinierende Leitung zuständig sei. In Darmstadt würden die Metadaten von bisher ca. 120.000 Briefen erfasst und übernommen, und zwar sowohl aus alten als auch neuen Quellentexten. Die in den Editionen abgedruckten Brieftexte selbst seien zwar nur 25 Jahre urheberrechtlich geschützt, doch müsse darauf geachtet werden, dass die Kommentare als eigene Werke der Editorinnen und Editoren 70 Jahre geschützt seien. Die Metadaten aus 900 Bänden würden händisch erfasst; 800 Bände lägen gescannt vor, deren halbautomatisch mittels der Transkriptionssoftware Transkribus erstellten Volltexte durchsuchbar seien. Bei der Tagung läge jedoch der Schwerpunkt auf dem *Text Mining*, d. h. dem Algorithmus-basierten Analyseverfahren zur Entdeckung von Bedeutungsstrukturen. So könnten alte Daten ins Heute gebracht werden. Als Verfahren würden sich *topics*, Meinungen, *Sentiment Analysis* eignen. Die folgenden Identifizierungen seien zu leisten: stammt der Brief tatsächlich von derjenigen bzw. demjenigen, wie behauptet wird. Entitäten seien zu extrahieren: Personen, Orte (u. a. wo befanden sich Absender und Empfänger), Glossare, thematische Listen, Thesauri seien anzulegen. Mittels der Visualisierungs- und Explorationssoftware Gephi könnten verschiedene Cluster vorgestellt und mittels Algorithmen z. B. Ego-zentrierte Netzwerke erstellt werden.

In einem ersten Beispiel stellten ELISABETH STEINER und MARTINA SCHOLGER (Institut für digitale Geisteswissenschaften an der Universität Graz) ihre Analyse und Visualisierung von digitalen Briefkorpora am Beispiel von Joseph von Hammer-Purgstall und Hugo Schuchardt vor. In Graz wurde seit 2003 das Geisteswissenschaftliche Asset Management System (GAMS) entwickelt – auch dies ein System zur Publikation und Langzeitarchivierung digitaler Ressourcen, ausgerichtet auf die FAIR-Prinzipien (Findable, Accessible, Interoperable, Reusable), Open Research Data, registriert bei re3data (Registry of Research Data Repositories), einem international anerkannten Nachweisinstrument für Forschungsdatenrepositorien. Die beiden Briefkorpora seien Beispiele für 90 Projekte mit etwa 145.000 Datenobjekten (Stand Ende 2024). Für die Briefeditionen wurde ein *Promptotyping*, d. h. eine Analyse mittels KI, entwickelt. Damit können die Daten nun effektiver ausgewertet werden. Neben der dauerhaften Verfügbarkeit und der Wartung sind auch Übertragbarkeit, Skalierbarkeit und Wiederverwendbarkeit gewährleistet. Von den beiden Briefkorpora ist jenes von Hugo Schuchardt voll faksimiliert. Für Hammer-Purgstall

Abb. 2: Plakat zum Workshop »Briefe im Labor«.

Abb.: https://www.pdb18.de/wp-content/uploads/sites/14/2025/04/Briefe_im_Labor_Programmflyer.pdf (abgerufen: 02.07.2025)



wurden von über 8.500 Korrespondenzstücken bisher 4.500 verarbeitet. Bisher wurden die Brieffliste, Einzelansicht jedes Briefes, Übersetzung und ein Geo-Browser, der auch den Atlantik umfasst, realisiert. Der Nachlass von Hugo Schuchardt umfasst 11.578 voll edierte Briefe, Manuskripte und mehrsprachiges Material als Spiegel eines weltumspannenden Netzwerkes. Hier werden Register und Verschlagwortung erstellt, ein Sprachthesaurus verknüpft. Zwei Qualifikationsarbeiten befassen sich mit dem *Topic Modeling* und der *Sentiment Analysis*. Zudem gaben die Referentinnen noch einen Einblick in das *Promptotyping*. Die Skalierung wurde bis jetzt mit bis zu 500 Briefen getestet und die Nutzung der KI produziert eine Fülle an Auswertbarkeiten, etwa eine Timeline. Die bisherige Auswertung zeigt: ohne die Person der und des Fragenden geht es nicht, zu leicht verzettelt man sich in Bildern und Auswertungen. Aber das Testen wird billiger.

TATJANA TRAUTMANN (Schleswig-Holsteinische Landesbibliothek (SHLB) Kiel) ist schon seit 2018 mit der Ferdinand Tönnies-Briefedition befasst. Ihr Co-Referent ALEXANDER WIERZOCK (Kulturwissenschaftliches Institut (KWI) Essen) hat seine Dissertation der Biographie von Tönnies gewidmet. Ausgehend von der Gruppe der internationalen Schüler von Tönnies ergeben sich für eine Frühphase 1.743 Briefe an nicht-familiäre Briefpartner, darunter Friedrich Paulsen (285), Leopold von Wiese (45), Ricarda Huch, Theodor Storm und Paul Heise. 900 Briefe befinden sich in der SHLB Kiel. Nach der Einzelerfassung sind diese in Kalliope recherchierbar. Diese Kalliope-Informationen werden dann über eine Schnittstelle nach FuD (Forschungsnetzwerk und Datenbank) der Universität Trier importiert und mit Metadaten angereichert. Von den Digitalisaten erfolgt die Transkription, das *TEI Tagging* (Auszeichnung) und die Erstellung von Registern. Bisher wurden zwölf neue GND-Einträge angelegt. Die Startseite unter www.ftbe.de enthält verschiedene Themenbilder. Einige Register sind bereits freigeschaltet. Die Briefe sollen dreispaltig präsentiert werden: Faksimile, Transkription, Registereinträge mit mehreren Reitern, u. a. den Randnotizen. Bekannt sind 10.000 Briefe an Tönnies. Davon hat Tönnies auf 3.000 bis 4.000 eigene Notizen zu seiner Antwort hinterlassen. Tönnies führte selbst Register über seine Briefe und Taschenkalender, in denen er die Korrespondenzen vermerkte. Die Tageskalender sind auch einzeln ediert und verlinkt. Erschlossene und überlieferte Briefe werden wie beim Goethe-Briefkorpus gleich den realen behandelt.

THOMAS KOLLATZ (Akademie der Wissenschaften und der Literatur (ADW) Mainz) stellte die digitale Präsentation der Briefwechsel von Matthias Flacius Illyricus und Martin Buber vor.¹ Flacius führte seine Korrespondenz mit einem Gelehrtennetzwerk von 450 Personen über ganz Europa. Die digitale Präsentation erfasst diese erstmals vollständig (1.647 Korrespondenzen zwischen 1543 und 1575). Dabei dient das Programm ODD (»One Document does it all«) der projektspezifischen Anpassung der TEI. Über *<relation>* und *@ana*, das sind Auszeichnungswerkzeuge für Beziehungen und thematische Analysen bzw. Interpretationen, ist das Korpus für die schemagestützte Auszeichnung und Analyse – d. h. eingebettet in ein bestimmtes Schema und Vokabular (vorgegeben durch die ODD-Datei) – von Briefinhalten vorbereitet und geeignet. Die Korrespondenz

1 <https://www.adwmainz.de/forschung/projekte/flacius-briefwechsel-digital/beschreibung.html>

von Flacius eignet sich besonders unter dem Gesichtspunkt der Vielfalt der Gegner seiner Theologie, da hier zahlreiche Personen und Themen in den Blick kommen. In gleicher Weise wurden auch die »Buber-Korrespondenzen Digital« aufbereitet.² Im Buber-Projekt gibt es erst acht Themenmodule. Eine relativ große Anzahl der Briefe ist zunächst nur über die Basisdaten zugänglich. Im Fall der Korrespondenz des Flacius erfolgt der Editionsprozess chronologisch. Dabei werden Themen identifiziert, z. Zt. 20. Sie spiegeln den Gang der Auseinandersetzungen innerhalb der reformatorischen Theologie, umfassen aber auch »Privates«, z. B. Krankheit und Tod. Im Editionsprozess werden die zuvor in der ODD definierten Themen den Textpassagen zugeordnet. Wenn ein neues Thema auftaucht, wird dies nach einer Abstimmung im Team implantiert. Dies ist dem Text entsprechend unter Verzicht auf jede Orthographie nötig. Dann ist es möglich, Seiten über Themen aufzurufen. Jedes Schlagwort hat auf diese Weise eine breite Quellengrundlage. Graphen entwickeln sich aus GND-Angaben. Zur Zeit sind acht Editionen verbunden, die wachsen werden. Bisher gibt es 66 Relationen, Ziel ist es, noch weitere Relationen zwischen Ort, Person und Werk einzutragen. Die schlanke Codierung soll nur das erklären, wofür der Brief als ein einmaliger Beleg steht. Die Diskussion verwies auf die Unsicherheiten, die mit der semantischen Modulation von TEI verbunden sind. Um vielfältig Transformationen zu ermöglichen, müsse diese möglichst schlank bleiben. Ebenso problematisch sei die Hierarchisierung von Themen, wie sie bisher etwa in der Theologie vorgenommen wurden.

Als ein wichtiges Hilfsmittel bei der täglichen editorischen Arbeit für die strukturierte Informationserfassung mit entsprechenden Auswertungspotentialen stellten LEA MÜLLER-DANNHAUSEN und JULIAN JAROSCH (ADW Mainz) den CMIFerator, eine selbst programmierte Software, im Projekt ebenfalls am Beispiel der »Buber-Korrespondenzen Digital« vor. Vor allem die Personenregistereinträge können verbessert werden. Die Normdaten werden gezielt angereichert und die bisherigen editorischen Entitäten wie Personen, Orte, Werke, Körperschaften oder Ereignisse werden durch das XML-Element <relation> in der Auszeichnung der digitalen Edition mit inhaltlichen Bezügen in der Quelle erweitert. Die »relation/@name« ermöglicht eine Dynamisierung statischer Register. Ihr Vokabular ist in weiteren Editionsprojekten nutzbar. Es kann aus ODD generiert und geteilt werden, z. B. mit dem Webservice der lod.academy »XTriples«. Das Ziel bleibt, die digitale Edition mit möglichst vielen editorischen Angaben standardisiert anzureichern und sie dann durch sinnvolle Verknüpfungen auswerten zu können. Im Fall der Buber-Korrespondenzen wurden acht thematische Module vorgestellt, worunter die bisher am häufigsten verknüpften Themen »Jüdische Renaissance«, »Religion(en) und Religionswissenschaft« und »Dialogisches Denken – Religionsphilosophie« sind. Den (teil-)standardisierten Quellenbestand der Familie Unterrichter/Heidler von 1882 bis 1926 als Grundlage einer qualitativ-quantitativen Analyse behandelte MANUEL SCHMIDINGER (Leopold-Franzens-Universität (LFU) Innsbruck). Er enthält sehr viele Briefe (Weltkriegskorrespondenz), Tagebücher, Rechnungen und weitere Varia. Die immer wiederkehrenden

2 <https://www.adwmainz.de/forschung/projekte/buber-korrespondenzen-digital/informationen.html>

Elemente lassen sich in Metadaten umwandeln. Auf Basis der FAIR-Prinzipien werden daraus Excel-Tabellen erstellt, die im CSV-Format und in Nodegoat, einem Webservice zum Erstellen eines eigenen Datenmodells, ausgewertet werden. Jede Person ist in der relationalen Datenbank als Sub-Objekt auffindbar. Daraus wurde ein Sozialnetzwerk der wichtigsten Personen erstellt. Dabei erweist sich für die Zeit des Weltkriegs beispielsweise eine starke Konzentration in dem zunächst uneindeutigen Netzwerk auf Rudolf von Unterrichter, Ehemann von Herma von Unterrichter, geb. Heidler, die die Korrespondenz führte, hier als Spiegelkorrespondenz. Ebenso treten die Mutter Hermine Heidler Edle von Heilborn, geb. Horn (1855–1924), oder auch Hugo Graf von Kálnoky hervor. Die Auswertung erfolgt durch MAXQDA, einer Software für qualitative Datenanalyse. Manuel Schmidingers Forschungen galten den inkludierenden und exkludierenden Auswirkungen der Einbettung in Netzwerke vor dem Hintergrund historischer Konflikt- und Umbruchsituationen. Der Netzwerkansatz diente zur Analyse der Kontinuitäten und Veränderungen von Sozialbeziehungen unter dem Eindruck stärkster subjektiver Erlebnisse und dramatischer Umbrüche. Ein dramatischer Wandel spiegelt sich in den Netzwerken für die Zeit vom Sommer 1915 bis zum Sommer 1917. Während sich vorher im Netzwerk eine gesellschaftliche Sozialisierung in Adel, Verwaltung und weiteren Austauschbeziehungen zeigt und auch Bezüge zu Politik und Krieg berücksichtigt werden, weist das Netzwerk seit Sommer 1915 eine starke Reduktion auf die engste Familie auf; die Feldpost wandelt sich zur Lebensader. Bei der Bearbeitung bleibt die digitale Arbeitsweise anpassungsfähig. Zeit/Raum-Komponenten können abgedeckt und Analysen durch Datenbanken visualisiert werden. Zunächst isolierte Akteure können in ihr strukturelles Umfeld eingeordnet, die Beziehungsstrukturen als transnationale Verflechtungen erkannt und dargestellt werden. Die Feldpost ermöglicht, Beziehungen zwischen Front, Heimat und Heimatfront im Hinblick auf Kommunikationssysteme, wie die Systeme zur Stabilisierung der Moral der »Inneren Ordnung«, zu verdeutlichen.

ELENA SUÁREZ CRONAUER (ADW Mainz) zeigte, wie »zwischen den Zeilen implizites Wissen in Briefen sichtbar« gemacht werden kann. Implizites Wissen in Briefen sind semantische Briefdaten, Metadaten, Briefkopfdaten, Registerdaten (Orte, Personen, Werke, Absender, Empfänger, genannte Personen). Personen im Brief werden mit Lebensdaten, Beruf, Gender, Familiendaten aus der GND und wikidata aufbereitet. Die Briefe werden auf die Tiefe des Werks hin, auf Autor, Übersetzerin, usw. erschlossen. Das Wissen, dass z. B. zwei Personen tatsächlich am gleichen Ort waren, wird eingearbeitet. Dieses Modell wird dann auf die »Korrespondenzen der Frühromantik« (KFR – Edition, Annotation, Netzwerkforschung. 1790–1802. Kommunikationsprozesse und Wissenstransfer) angewendet.³ Drei Schritte der Auswertung stellte Elena Suárez Cronauer vor: Zunächst wird geklärt, welche Knoten und Kanten man nutzen möchte, etwa die Anwesenheit am selben Ort, zur selben Zeit usw. Weiter soll das Wissen in den Werken sichtbar gemacht werden: Co-Verfasserschaften, z. B.: wer war an welchen Werken beteiligt usw. Ein Zitationsnetzwerk der Frühromantik wird auf diese Weise sichtbar. Dann folgt die Auswertung für Fragen nach

3 <https://briefe-der-romantik.de>

dem Wissenstransfer. In einem dritten Schritt wird nach den Personen/Biographien gefragt. Hier wird schnell deutlich, dass auf Grundlage des bisher berücksichtigten Materials und seiner Auswertung weit mehr Männer als Frauen beteiligt waren. Aber war das in der Frühromantik tatsächlich so? Welche Frauen werden positiv oder negativ bewertet? Nimmt man den Faktor ›Autor/Autorin‹ heraus, treten Frauen im Netzwerk weit stärker hervor. Hier kann sinnvoll sein, den Verlauf der Zeit zu berücksichtigen und zu fragen, ob sich Triaden (Freund meines Freundes ist mein Freund, Freund meines Feindes ist mein Feind) ausbalancieren? Notwendig bleibt stets die Rückbindung an die qualitative Forschung. Wünschenswert sind Linked Open USABLE Data (LOUD), die nicht nur verknüpft und offen zugänglich, sondern auch *usable* d. h. praktisch nutzbar sind, eine Kontextualisierung der Datensets und die Entwicklung neuer Standards der Auszeichnung.

ALINE DEICKE (ADW Mainz) berichtete von einem Experiment im *Web of Letters*. Wie kann man mehr Daten, weiterreichende Erkenntnisse durch den Einsatz von *correspSearch* ermitteln? Durch den Einsatz von Linked Open

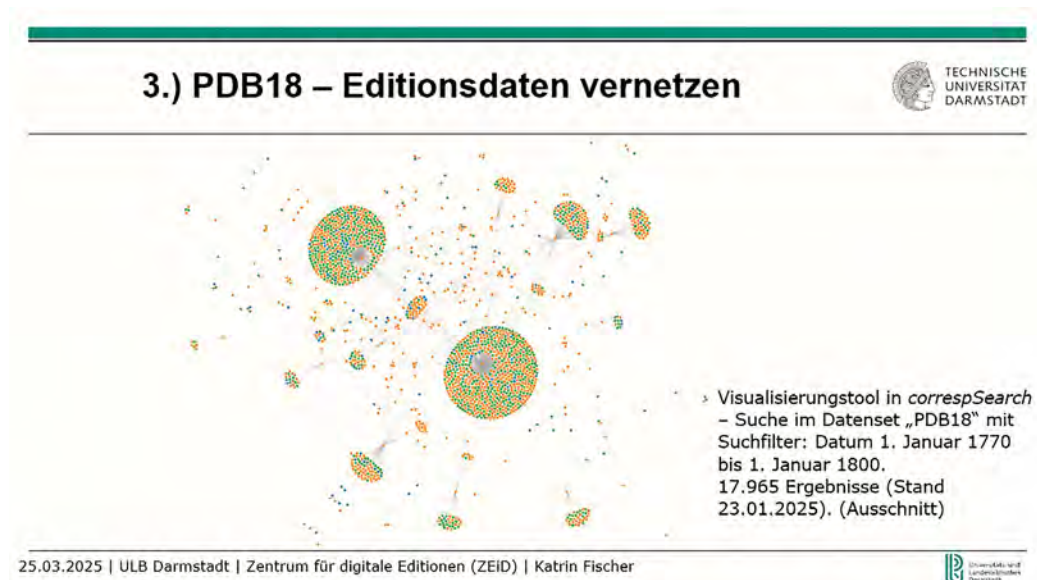


Abb. 3: Screenshot zu einem der Tools in *correspSearch* (Präsentation zu PDB18 von Katrin Fischer).
Abb.: Katrin Fischer

USABLE Data, Kontextualisierungen von Datensets und der Einführung neuer Standards in Auszeichnungen, hier speziell wiederum das Gender-Thema, werden die Daten einem *Reasoning*, einem Prozess der logischen Schlussfolgerung, unterzogen und mit Normdaten verknüpft. Implizites Wissen in den Briefen wird zu explizitem. Neue Analysekategorien eröffnen eine breitere Auswahl an Forschungsfragen. Durch stetigen Wechsel der Mikro- und Makroebenen kann die Rückbindung an die (bisherige) qualitative Forschung gewährleistet werden. Das Experiment führte Aline Deicke auf der Basis von *correspSearch* und dem Projekt »Korrespondenzen der Frühromantik« (KFR) als Abfrage der Schnittstelle für JSON-Dateien, in Anwendung auf die Briefe der Frühromantiker durch. Es ergaben sich 142 GND-IDs für den Zeitraum 1790 bis 1802, dazu 2.192 URLs, 21.212 Briefe aus 79 Editionen. Dabei zeigte sich, dass zwölf Personen GNDs in der KFR, aber nicht in *correspSearch* aufwiesen. Über 6.000 Briefe wurden wegen Doppelanfragen über verschiedene GNDs ausgeschieden; 14.812

Briefe wurden im KFR-Bestand zusammengeführt. Hierbei ergaben sich viele unbekannte Personen: »G.«, »Freund«, »Frau« usw. Wie soll man mit diesen Unbekannten umgehen? Sie müssen personalisiert und einer GND-ID zugeordnet werden. Wie stellt man aber doppelte Personen (zwei GNDs, keine GND) fest? Wie stellt man doppelt vorhandene Briefe fest? Und vor der Netzwerkanalyse steht das *Shape of the Data*. Der Schritt von der digitalen Editorik zur quantitativen Netzwerkanalyse muss immer die richtige Forschungsfrage sein. Dann nimmt die Zahl der Knoten und die Fächerstruktur zu, die Dichte und der durchschnittliche *Degree*-Wert, d. h. die Anzahl der direkten Verbindungen eines Knotens in einem sozialen Netzwerk, nehmen ab. Von sehr vielen Personen gibt es nur sehr wenige Briefe und von sehr wenigen ganz viele: Goethe steuert allein ein Drittel aller erfassten Briefe bei; ist er deswegen die zentrale Figur der Frühromantik? Man müsste daher fragen: wer hat in der fraglichen Zeit viel – aber nicht mit den Frühromantikern korrespondiert? Ohne die Hinzuziehung des Kontextes geht es nicht. Denn untersucht wird, das verdeutlichte das Experiment von Aline Deicke, die Auswahl der Editoren des 19. Jahrhunderts. Wesentlich bleibt daher der Schritt, die Inhalte der Briefe zu bearbeiten.

Im Web-Portal »Goethes Biographica – Propyläen« finden sich vier Teilprojekte: die Tagebücher (1775–1832, seit 1998 mehr als 13.000 Eintragungen), Begegnungen mit Goethe (1749–1832, seit 1965 mehr als 40.000 registrierte Zeugnisse), Briefe von Goethe (1764–1832, seit 2003, derzeit ca. 15.000 Briefe an ca. 1.400 Personen adressiert), Briefe an Goethe (1762–1832, seit 1980, derzeit ca. 20.000 Briefe von ca. 3.800 Schreiberinnen und Schreibern). Wie diese vier Teilprojekte zusammen als entstandenes *Data Warehouse* genutzt werden können, berichteten MARTIN PRELL (Klassik-Stiftung Weimar) und HANS CLAUSEN (Freies Deutsches Hochstift [FDH] Frankfurt), auch indem sie erste Analysen vortrugen. Sie wiesen dafür folgenden Begriffen und Personen jeweils Relationen in den vier Teilprojekten nach: Brieftext (Briefe von Goethe = BvG; Briefe an Goethe = BaG, Begegnungen und Gespräche = BuG), Erschlossene Briefe (BvG), Regest (BaG), Tagebucheintrag (Tagebücher = T, BuG), andere Textgattungen (BuG), Überlieferungskommentare (T, BvG), Einzelstellenkommentare (T, BvG), Variantenapparat (T, BvG), Anlagen/Beilagen (BvG, BaG); sowie Absender (BvG, BuG), Empfänger (BvG, BaG, BuG), Schreiber (T, BaG, BvG), Urheber (T, BaG, BuG) und Berichterstatter (BuG). In einem »Erwähnungsnetzwerk der Briefe an Goethe 1762–1824« wiesen die Referenten mit 12.500 Knoten und 72.000 Kanten 26.771.625 *Betweenness*-Zentralität für Goethe selbst nach, während Christian Gottlieb Voigt d. Ä. auf 8.730.010 Kontakte kam, Herzog Karl August immerhin 6.759.621 Erwähnungen verzeichnete, gefolgt von Zelter, Sohn August von Goethe, Schwiegertochter Ottilie von Goethe, Johann Heinrich Meyer, Karl Ludwig von Knebel, Ehefrau Christiane (geb. Vulpus) und Friedrich Schiller mit 2.781.132 Einheiten.

In zahlreichen Fragestellungen und Anwendungsbeispielen zeigten die Referenten zum Goethe-Biographica-Projekt ebenso, wie alle auf der Tagung vorgestellten und diskutierten Beispiele, welche Fülle von Fragen

an die inzwischen digital zur Verfügung stehenden Werke, Briefe, Tagebücher und Akten möglich sind, wenn die Metadaten und die semantischen Auszeichnungen umfangreich angereichert sind. Möglich werden dann »Biographische Editionen« und semantische Auswertungen der Korpora und deren Darstellung in verschiedenen Netzwerken. Konventionen in Briefen, Formen des Austauschs, Schriftsysteme usw. ließen sich untersuchen. Wichtig bleibt aber auch, stets zu fragen, ob die »kleineren AkteurInnen« bei verschiedenen Anwendungen nicht auf der Strecke bleiben. Daher wurden als Ergebnis der Diskussionen eine größere Klarheit und umfassendere Information bei den Kodierungen angemaht. Bei den semantischen Strukturen bleibt vieles noch experimentell. Viel Arbeit steckt noch im »Reinigen« der Daten und vor allem im Identifizieren der beteiligten Personen. Dabei sollte die Datenbasis stets nochmals validiert werden. Denn, wie schon erwähnt, es muss gefragt werden, ob man tatsächlich Quellen/Briefe selbst oder nicht vielmehr Auswahl und Editionen beispielsweise des 19. Jahrhunderts zur Grundlage macht. Methoden und Ergebnisse der Vernetzung und Semantisierung sollten jeweils über Projekte hinweg ausgetauscht werden. Aber immer noch bleiben die Vermehrung der Daten und Digitalisate die wichtigste Aufgabe.



Abb. 4: Projektaufnahme zu PDB18.
Foto: Arne Kienzl

»Zusammenführen – Vernetzen – Analysieren«

Bericht zum Workshop »Innovative Nachnutzung von digitalen Editionsdaten«, Zürich 2025

von Katrin Fischer

- 1 <https://www.zde.uzh.ch/de/events/2025/lavater.html>
- 2 <https://www.zde.uzh.ch/de.html>
- 3 <https://www.jclavater-briefwechsel.ch/home>

Zu einem Workshop am 30. Januar 2025 im Rahmen der Veranstaltungsreihe »Open Editions«¹ luden Yann Stricker, der Koordinator des Zentrums Digitale Editionen & Editionsanalytik (ZDE)² der Universitätsbibliothek Zürich, und Ursula Caflisch-Schnetzler, Projektleiterin der Briefwechselsedition Johann Caspar Lavater (JCLB)³, in die Universität Zürich ein. Ziel war ein Austausch über das Thema aktuelle oder zukünftige Nachnutzung von digitalen Editionsdaten, einem der Aspekte der FAIR-Prinzipien (Findable, Accessible, Interoperable, Reusable), deren Einhaltung von Drittmittelgebern gewünscht wird.



Abb. 1: Plakat des »Open Editions«-Workshop »Innovative Nachnutzung von digitalen Editionsdaten«.
Abb.: <https://www.zde.uzh.ch/de/events/2025/lavater.html> (abgerufen: 02.06.2025)

- 4 <https://www.hallernet.org>

Den Reigen der Kurzeinputs bei dem ersten Roundtable zu »Editionsplattformen und Netzwerke« eröffnete MARTIN STUBER (Universität Bern) mit dem Vortrag über die kollaborative Editionsplattform »haller.net«⁴/»République des Lettres«. Dort werden kuratierte Strukturdaten (Register) durch die Integration von Texteditionen fortlaufend angereichert. Gemäß dem Prinzip von Geben und Nehmen könnten integrierte Projekte von Vorgängerdaten profitieren und gleichzeitig Daten zur Nachnutzung bereitstellen. So würden z. B. die Daten zu den Beilagen in Hallers Briefen mit botanischen Informationen verknüpft.

Es folgten BAPTISTE BAUMANN (Universität Halle) und KATRIN FISCHER (ULB Darmstadt) mit der Präsentation des Portals »PDB18«⁵. Sie zeigten am Beispiel des correspSearch-Datensets »Der deutsche Brief im 18. Jahrhundert« (PDB18), das unterschiedliche Editionsdaten und ergänzende



Informationen aggregiert, auf, wie umfassende Daten über Einzeleditionen hinaus durch die Kooperation mit digitalen Projekten und Retrodigitalisierungen vernetzt und nachnutzbar gemacht werden können. Zur Verfügung gestellt werden die von der ULB Darmstadt erstellten durchsuchbaren Volltexte von Briefeditionen und erfassten Briefmetadaten mittels nachgenutzter Infrastruktur der beteiligten Institutionen ULB Darmstadt (TUeditions)⁶ und Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften (correspSearch)⁷.

CHRISTIANE SIBILLE (ETH Bibliothek/Metagrid) referierte anschaulich über das »Niemandland der Transformation« und zeigte Problemfelder auf. Import, Export und Ablage von Forschungsdaten, wie auch die Nachnutzung von digitalen Editionen, seien nur durch komplexe Transformationen, d. h. Umwandlungen der Daten, möglich, die oft zu wenig in den Blick genommen würden. Sie setzte sich für den Austausch von benötigtem Spezialwissen und Erfahrungen ein und wünschte sich eine Möglichkeit zum Teilen von Codes für Transformationsszenarien im DH-Bereich.

Der zweite Roundtable mit dem Titel »Infrastrukturen, Nachnutzung und Schnittstellen« startete mit einer Präsentation von JOSÉ LUIS LOSADA PALENZUELA (Swiss National Data and Service Center for the Humanities). Er stellte die DaSCH Service Platform (DSP)⁸ vor, mit deren Service digitale Editionsdaten langzeitarchiviert werden können. Dabei werde das originale Datenmodell, das jede digitale Edition explizit oder implizit habe, angepasst und je nach Wunsch sowie Finanzierungsmöglichkeiten durch die beauftragenden Projekte nur die einfachen Text und Struktur abbildenden XML-Dateien, die für die Langzeitarchivierung ausreichen, oder auch Register, Bilder oder Videos gespeichert. Die dauerhafte Zitierbarkeit durch *Persistent Identifier*, mit denen Ressourcen eindeutig benannt und permanent identifizierbar werden, und die direkte Adressierbarkeit auf jeder Granularitätsebene, von der Gesamtedition bis hin zu einem Satz oder Wort, sei sichergestellt. Ziel sei es, XML-Dateien und Daten langfristig zugänglich zu machen und die Zitierfähigkeit zu erhalten. Die Archivierung von statischen Websites, mit denen dann nicht mehr interagiert werden könne, mit dem Programm TEI Publisher⁹ sei geplant.

Eine GND-Agentur für Forschungsprojekte in der Schweiz forderte MARCUS ZERBST (Zentralbibliothek Zürich). Die GND stelle qualitätsgesicherte

5 <https://www.pdb18.de>

Abb. 2: Logo des PDB18-Projekts.
Abb.: <https://www.ulb.tu-darmstadt.de/forschen/publizieren/forschen/pdb18.de.jsp> (abgerufen: 02.06.2025)

6 <https://tueditions.ulb.tu-darmstadt.de/v/pa000018>

7 <https://correspsearch.net/de/suche.html?t=pdb18&x=1&w=0>

8 <https://docs.dasch.swiss/latest/>

9 <https://teipublisher.com>

Daten zur Verfügung und ermögliche so Forschenden ein schnelleres und effizienteres Arbeiten. Aufgabe einer GND-Agentur sei es, Daten zu validieren, bereinigen, konvertieren, importieren und zurückzuspielen. Er schlug vor, eine datentechnisch kompetente Servicestelle solle Forschende aus den Geistes- und Kulturwissenschaften bei der Normdatenerstellung inhaltlich beraten und unterstützen. Bisher biete die ZB Zürich, wie auch andere Schweizer Bibliotheken, schon die Datenerfassung als Service über ein Webformular an, in das Editorinnen und Editoren die Daten selbst eingeben könnten.

Für standardisierte offene Datenschnittstellen, über die Daten ausgetauscht werden können, bei digitalen Editionen machten sich THOMAS BURCH und RADOSLAV PETKOV (Trier Center for Digital Humanities) in ihrem Inputreferat stark. Der Vorteil von digitalen Editionen sei ihre Flexibilität, Offenheit und ihre erweiterten Funktionen (Varianten, Visualisierung von Beziehungen). Das Prinzip der offenen Datenschnittstellen könne nicht nur bei lexikographischen Ressourcen, sondern auch bei digitalen Editionen umgesetzt werden. Bei Überschneidungen zu Parallelforschungsvorhaben könnten Editionsprojekte so vernetzt werden (Schnittmenge von Briefen, die in mehreren Projekten ediert werden, z. B. bei der Lavater-Edition, Schleiermacher-Edition oder Goethe-



Abb. 3: Screenshot der Projekt-Webseite »schleiermacher digital«.
Abb.: <https://www.schleiermacher-digital.de/>
(abgerufen: 02.06.2025)

Edition). Über einen offenen Download von XML-Dateien könnten sie z. B. aber auch für LLMs (Large Language Models, eine Art Künstliche Intelligenz, wie z. B. bei ChatGPT-4) nachgenutzt werden. Auch der Bereich der *Federated Content Search*, eine Suche über alle Editionsprojekte, wurde thematisiert.

Am Beginn der letzten der drei Roundtable-Sessions zum Thema »Forschungsperspektiven und Editionsanalytik« zeigte THOMAS WEITIN (Technische Universität Darmstadt) Perspektiven datenanalytischer Literaturwissenschaft auf und präsentierte Forschungsprojekte, bei denen Daten nachgenutzt wurden, wie der »Deutsche Novellenschatz« oder ein klassisches Korpusprojekt mit Texten von Fanfiction.de. Aktuelle Arbeiten im Darmstädter LitLab¹⁰ umfassten aber auch das Tracking von *Eyes Movement* beim Lesen, z. B. von Bad Fiction, oder das Messen

¹⁰ <https://www.linglit.tu-darmstadt.de/institutlinglit/mitarbeitende/weitin/litlab/index.de.jsp>

von Hautleitwerten beim Lesen von negativen Stimuli. Bei neueren Publikationen müssten mittlerweile oft die erhobenen Daten mit veröffentlicht werden. Andererseits nähmen Doktorandinnen und Doktoranden oft Rohdaten aus dem Internet, die in Zeitschriften mitgeliefert würden, weil sie keine aufwendigen eigenen Experimente durchführen könnten. In die Welt der automatischen Inhaltsanalyse von Einzelautoren führte GEROLD SCHNEIDER (Universität Zürich/Linguistic Research Infrastructure) ein. Er befasste sich mit den Chancen und Herausforderungen der *single author text collections*, also eines Korpus mit Texten eines einzigen Autors. Mit ihrer Hilfe ließe sich die Lücke zwischen *close reading*, bei dem ein einzelner Text in die Tiefe gehend analysiert wird, und der literaturwissenschaftlichen Methode des *distant reading*, bei der mit Hilfe von bestimmten Techniken Muster und Tendenzen in großen Textkorpora untersucht werden, schließen. Er trug in diesem Zusammenhang zu distributionaler Semantik, Netzwerkanalysen und großen Sprachmodellen wie GPT vor. Als Beispiel für die Erforschung eines sozialen Netzwerks nannte er Alfred Escher, der perfekt für eine digitale Edition geeignet sei. Bei Gottfried Semper als Fallbeispiel wiederum habe er dessen semantisches Netzwerk erforscht, d. h. untersucht, für welche Themen sich dieser besonders interessierte. Zuletzt stellte er einen Methodenvergleich an.

KATIA SOLAND (Universität Zürich, GIS Hub) berichtete von ihrer Zusammenarbeit mit der Projektgruppe der Briefwechseledition Johann Caspar Lavater. Mit Hilfe von Geoinformationssystemen und den Daten der digitalen Edition zu Orten und Zeiten in Briefen konnte sie die Reisen von Lavater auf Karten visualisieren. Visualisierungen könnten auf räumliche Muster hindeuten. Gleichzeitig würden durch die Visualisierungen Inkonsistenzen und Fehler in den Daten aufgedeckt, wovon auch die Edition profitiere. Dies zeigte auch, wie mit anderen Systemen an Daten herangegangen werden kann.

Die Kurzvorstellungen der Projekte in Videos sind online abrufbar.¹¹

11 https://www.zde.uzh.ch/de/openeditions/videointerviews_editionsdaten.html

Der kaiserliche Reichshofrat

Interdisziplinäre Perspektiven auf Organisation und Funktion eines frühneuzeitlichen Zentralgerichts



Abb. 1: Buchcover von Ulrich Rasche/Tobias Schenk (Hgg.), *Der kaiserliche Reichshofrat*. Abb.: <https://www.vandenhoeck-ruprecht-verlage.com/themen-entdecken/geschichte/geschichte-der-fruehen-neuzeit/59608/der-kaiserliche-reichshofrat?c=1425> (abgerufen 25.04.2025)

ULRICH RASCHE/TOBIAS SCHENK (Hgg.), *Der kaiserliche Reichshofrat. Interdisziplinäre Perspektiven auf Organisation und Funktion eines frühneuzeitlichen Zentralgerichts* (Quellen und Forschungen zur höchsten Gerichtsbarkeit im Alten Reich, Bd. 82), Köln: Böhlau Verlag, 2025; 1072 S., 41 farb. Abb. und 12 Diagramme; ISBN: 978-3-412-53055-6.

War unser Verständnis von der frühneuzeitlichen Gerichtsbarkeit im Heiligen Römischen Reich lange Zeit von der Erforschung des Reichskammergerichts und seiner Tätigkeit dominiert, hat sich dies in den letzten Jahren zugunsten des Reichshofrats verschoben. Der als Kollegialgremium organisierte Reichshofrat war in der Frühen Neuzeit Höchstgericht und oberster Lehnshof des Heiligen Römischen Reiches sowie politisches Beratungsgremium und Administrationsorgan für kaiserliche Reservatsrechte.

Dass inzwischen auch der Reichshofrat und seine Arbeit zunehmend untersucht werden, verdankt sich in einem wesentlichen Maße dem seit 2007 unter Leitung Wolfgang Sellerts, einem der Experten zur Reichshofratsforschung, betriebenen Kooperationsprojekt der Niedersächsischen Akademie der Wissenschaften zu Göttingen, des Österreichischen Staatsarchivs und der Universität Wien. Rechtzeitig zum Projektende 2025 liegt nun ein von den beiden Projektmitarbeitern, Ulrich Rasche und Tobias Schenk, herausgegebener Band (in zwei Teilbänden) vor.

Disziplinenübergreifend loten die hier versammelten Beiträge aus Geschichts-, Rechts-, Archiv- und Wirtschaftswissenschaft den Stand der Erschließung und aktuelle Perspektiven der Forschung in insgesamt fünf Rubriken (»Organisation«, »Erschließung«, »Rechtsprechung«, »Gnaden- und Privilegienvergabe«, »Wirkung in Reich und Region«) aus, wobei sich systematisch angelegte Überblicke und als Fallstudien gestaltete Beiträge abwechseln.

Insbesondere die in der letzten, umfangreichsten und zugleich heterogensten Rubrik »Wirkung in Reich und Region« versammelten Beiträge aus aktuellen Forschungsprojekten zeigen eine breite Spannweite an für die Personengeschichte interessanter Perspektiven, Zugriffe und Fragestellungen: So entfaltet Matthias Schnettger die Sicht genuesischer Gesandter auf den Reichshofrat und sein Personal; Charlotte Backerra blickt auf die hessischen Landgrafen und ihre Dynastiewirtschaft; Alexandra Schäfer-Griebel entwickelt den interdisziplinären Dialog von Adels- und Stadtgeschichtsforschung sowie Reichshofratsforschung am Fallbeispiel des Fürsten von Thurn und Taxis und seiner Prozessführung gegen den Frankfurter Stadtmagistrat; und Andreas Pečar diskutiert Grenzen von »Rechtsstaatlichkeit« am Fall eines Fürsten von Anhalt-Dessau.

Dass künftig niemand, der zum Reichshofrat arbeitet, an diesem Band vorbeikommt, dürfte außerfrage stehen.



Schriftleitung

Institut für Personengeschichte
64625 Bensheim
Hauptstraße 65
Tel. 06251 62211
Fax 06251 62271
institut@personengeschichte.de
www.personengeschichte.de

Redaktion und Layout

Alexandra Schäfer-Griebel
Abbildungen, soweit nicht eigens
nachgewiesen: IPG, Bensheim.

Werden Sie Mitglied im Förderkreis
der Stiftung für Personengeschichte!
Werben Sie Mitglieder und
Förderer für den Förderkreis der
Stiftung für Personengeschichte und
die Arbeit im Institut,
herzlichen Dank!

ISSN

ISSN 2509-2286

Konto des Förderkreises der Stiftung für Personengeschichte

Sparkasse Bensheim
IBAN DE78 5095 0068 0005 0133 47
BIC HELADEF1BEN
Der Förderkreis ist vom Finanzamt
Bensheim unter der Steuernummer
052 5056777 zuletzt am 5. 2. 2019
als förderungswürdig für wissen-
schaftliche Zwecke (§ 52 Abgaben-
ordnung) anerkannt worden.